

III. 19.

Marian Anders

Lahr

Als 13-Jähriger ein Jahr Zwangsarbeit in Tschechien

*Eine fast unglaubliche Geschichte der Qualen und Entbehrungen: Als die Front 1945 sich dem **Warthegau** näherte, wird der Junge mit seiner Familie in einem Güterwagen nach Südwesten geschickt. Es heißt: ins "Reich", es wird das **Sudetenland**. In der kleinen Stadt (Name wird nicht genannt) sammeln sich deutsche Soldaten, die von den Jungen bewundert werden. Eines Tages kommt auf dem Bahnhof ein Zug mit Häftlingen aus einem KZ an. Einige dürfen raus, kratzen alles möglich auf, um den Hunger zu stillen. Um die Kartoffel einer alten Frau entsteht ein tödlicher Kampf. Ein Offizier lässt die Stadt zur Verteidigung vorbereiten. Dann Kommando ins Nachbardorf: Er, 13, und vier andere Jungs sind stolz, die Waffenkisten zu tragen. Aus dem Spiel wird bitterer Ernst: Sie werden nach einem Kampf gefangen genommen, und mehr als ein Jahr brutaler Misshandlung und Verhöre beginnt: Auf tschechischen Gebiet werden sie überall als Nazis und Kriegsverbrecher beschimpft, bespuckt, geschlagen - von Soldaten und noch mehr von Zivilisten. Nach dem Gefängnis Arbeitslager mit anderen Deutschen, darunter auch zwei Mädchen, die der Gutsverwalter wie auch auftauchende „Russen“ immer wieder vergewaltigen. Nach Arbeitslager Arbeit auf einem Bauernhof bei einer mitleidigen Bäuerin - und dann gelingt den übrig gebliebenen zwei Jungs gemeinsam mit einem deutschen Kriegsgefangenen die Flucht durchs Sudetenland und über die deutsche Grenze. Er landet in einem Kinderheim, wo er noch immer hungern muss, nach einem Jahr Kinderheim hat das Rote Kreuz seine Eltern gefunden. Er ist wieder daheim.*

Vorwort:

Die Geschichte lehrt, dass keine der zahlreichen Religionen trotz über tausendjähriger Dauer den Menschen besser gemacht hat, ebenso wenig wie die ethischen Lehren der Philosophen. Die Menschen werden nicht nur durch Rasse, Nation und Kultur voneinander getrennt. Auch die tierischen Triebe, die sie in Neid und Hass gegeneinander treiben, können nicht durch einen Wunsch überwunden werden, sondern nur, wenn sich die gesamte Gesellschaftsordnung so umwandelt, dass der materielle Grund für Neid und Hass verschwindet. Neid und Hass aber wirken zerstörerisch, zehren an den Kräften, zerrütten Freundschaften und stehen allem Guten im Wege. Neid und Hass können zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen, die den Menschen Not und Elend, Erniedrigung und Zerstörung bringen. Könnten wir nicht vergessen und vergeben, müssten wir im Banne des Hasses unser Leben darauf einstellen, anderen auch Böses anzutun.

Uns Menschen ist der Verstand nicht gegeben, um die Folterungsmöglichkeiten zu verfeinern, sondern um die Einsicht zu gewinnen, dass wir nicht Schlechtes mit Schlechtem vergelten dürfen.

Schon der englische Dichter Alexander Pope schrieb: "Irren ist menschlich, vergeben göttlich" (to err is human, to forgive divine). Wir können tun, was oberflächlich völlig abwegig, unlogisch aber göttlich ist - wir können vergeben.

In der Ferne hörten wir das Grollen, Dröhnen und Detonieren von Granaten und Bomben. Der Lärm der Schlacht wurde lauter, und die Front rückte immer näher. Meine Eltern und ich lagen und saßen mit anderen Flüchtlingen auf einem Bahnhof einer mittelgroßen Stadt herum und warteten ungeduldig, dass man uns noch rechtzeitig aus dem Kriegsgebiet herausbringen würde.

Endlich, nach einer langen Nacht fuhr am frühen Morgen ein Zug in den Bahnhof ein. Es war ein Güterzug. Unsere Enttäuschung war groß, doch es war die letzte Möglichkeit aus dem Wartheland/Westpreußen herauszukommen. Jeder hatte Angst und wollte sich vor dem heranrückenden Russen in Sicherheit bringen.

Nachdem wir die Waggon, die zum Viehtransport benutzt worden waren, notdürftig gereinigt und unsere Sachen verladen hatten, dampfte der Zug los. Er rumpelte und ratterte einem fremden Ziel entgegen. Nach etwa vier Stunden ermüdender Bahnfahrt hielt der Zug an, und wir mussten umsteigen. Unsere Hoffnung, in einen Personenzug steigen zu dürfen, erfüllte sich nichts. Es stand wieder ein Güterzug für uns bereit.

Diesmal versuchten wir einen saubereren Waggon zu finden und gingen auf die Suche. Wir sahen in einen Waggon hinein, in dem eine alte Frau hilflos auf dem kahlen Boden lag. Sie mühte sich vergeblich aufzustehen. Aus ihrem Mund kamen unverständliche Laute, als wenn sie um Hilfe rufen wollte. Ihre Augen waren voller Angst und bettelten die achtlos vorbeieilenden Menschen an, sie nicht allein sterben zu lassen. Doch die Menschen kehrten der Frau hastig den Rücken zu und suchten sich einen anderen Platz. Auch wir fanden in einem anderen Waggon ein Unterkommen.

Da bis zur Abfahrt des Zuges noch etwas Zeit war, holten wir vom nahe gelegenen Bauernhof Stroh, damit wir uns nicht auf die blanken Bretter legen mussten. Bei der Abfahrt hatte man uns versichert, wir würden ins "Reich" gebracht werden. Nun aber hieß es, dass wir zunächst nach dem Sudetenland transportiert werden sollten. Uns war es eigentlich egal, wohin man uns bringen würde. Die Hauptsache, man verbrachte uns an einen sicheren Ort.

Nachdem wir einen Tag und eine Nacht lang im Güterzug durchgeschüttelt worden waren, mussten wir wieder umsteigen. Diesmal durften wir in einen Personenzug einsteigen, mit dem wir bis an den Bestimmungsort gebracht wurden. Die Familien verteilte man wahllos in die umliegenden Städte und Dörfer. Wir kamen in eine kleine Stadt, in der wir 14 Tage waren, bis uns eine Nachricht von unseren Verwandten erreichte, die uns darüber informierte, dass sie in einem nahe gelegenen Dorf untergebracht waren und wir doch zu ihnen kommen sollten. Da wir alle zusammen bleiben wollten und unsere Verwandten eine gute Unterkunft für uns bereit hatten, fuhren wir wieder los. Als wir dort ankamen, war die Wiedersehensfreude groß.

Doch was stand uns noch bevor? Schlechte Nachrichten erreichten uns über den Kriegsverlauf. Die Russen und die Amerikaner kamen überall voran, und der deutschen Wehrmacht gelang es nicht, ihren Siegeszug aufzuhalten. Als dann immer mehr deutsche Soldaten in unser Dorf kamen, hatten wir alle ein ungutes Gefühl.

Für die Jugend des Dorfes bedeutete dies jedoch zunächst eine angenehme Abwechslung. Die Buben und Mädchen standen scharenweise um die Soldaten herum und stellten neugierige Fragen. Die Soldaten verwöhnten uns mit Süßigkeiten, und wir bekamen ihre Waffen und Fahrzeuge zu sehen.

Eines Tages wollte ich gerade den Marktplatz überqueren, um zu meinen Freunden zu gehen, als das immer stärker werdende Motorengeräusch eines Flugzeuges mich nach oben sehen ließe. Schreck! - ein Flugzeug stürzte sich in dem Moment direkt auf mich zu. Aus der Bordkanzel sah ich Mündungsfeuer herausschlagen und zugleich knallte es um mich herum. Als ich mich auf den Boden fallen ließ, entfernte sich das Motorengeräusch bereits wieder und machte einer unheimlichen Stille Platz. Auf allen Vieren kroch ich voller Angst zum nächstliegenden Haus, um in Deckung zu gehen. Ich war noch nicht am Ziel, als das Flugzeuggeräusch wieder näher kam. In der Ecke einer Haustürnische zusammengekauert hörte ich, wie der Marktplatz erneut mit Bordwaffen beschossen wurde.

Dieser Spuk dauerte nur ein paar Minuten. Nachdem eine ganze Weile nichts mehr zu hören war, lief ich schnell nach Hause. Da wir im Dorf nur verkürzten Schulunterricht hatten, blieb also viel Zeit, um überall da zu sein, wo es Neues zu sehen und zu hören gab.

Eines Tages vernahmen wir, dass ein Zug auf dem Bahnhof eingetroffen war, der mit Häftlingen aus einem Konzentrationslager beladen sei. Wir liefen sofort hin, denn wir mussten doch sehen, wie diese Menschen aussahen. Der Zug war auf einem Nebengleis abgestellt und von Soldaten und Zivilisten streng bewacht. Schon kurze Zeit nach Bekanntwerden dieser Neuigkeit waren viele Schaulustige auf dem Bahnhof versammelt.

Auf dem Bahnsteig ließ man einige Häftlinge herumlaufen. Waren es überhaupt noch Menschen? Zerrissen waren ihre gestreiften Häftlingskleider. Einem Skelett gleich schlurften sie müde über den Bahnsteig. Ihre unruhigen und angstvollen Blicke suchten nach etwas Essbarem. Einige wühlten mit ihren Händen in der harten Erde, um Würmer oder Käfer zu finden. Fand man etwas, wurde es sofort heißhungrig verschlungen. Am Bahnhoftszaun standen vereinzelt Laubbäume. Gelang es einem dieser ausgehungerten Geschöpfe in die Nähe eines Baumes zu kommen, ohne dass ein Wachposten es bemerkte, wurden hastig die Blätter von den Ästen gerissen und verschlungen.

Obwohl es der Bevölkerung verboten war, den Häftlingen Nahrungsmittel zu geben, konnte die Bewachung nicht verhindern, dass hin und wieder eine Frau, durch dieses Elend gerührt, auf eigene Gefahr gekochte Kartoffeln und Brot den Leuten durch den Zaun zuschob oder zuwarf. Ein Häftling

erwischte auf diese Weise ebenfalls eine Kartoffel und wollte sie schnell unter seiner Jacke verstecken. Ein anderer hatte diesen Vorgang wohl beobachtet, denn er stürzte sich auf ihn, um ihm die Kartoffel zu entreißen. Als es ihm jedoch nicht gelang, hob er einen in der Nähe liegenden Pfahl auf und schlug damit auf ihn ein. Der Getroffene fiel auf die Knie, während der andere weiter auf ihn einhieb und ihn voll am Kopf traf. Der so Misshandelte sackte zusammen und rührte sich nicht mehr. Den anderen beeindruckte dies keineswegs. Er hob die Kartoffel auf, die dem Niedergeschlagenen aus der kraftlosen Hand gefallen war, verschlang sie und lief davon.

Bis ins Innerste erschüttert, lief ich mit meinen Kameraden nach Hause. Den Bahnhof haben wir in den nächsten Tagen ängstlich gemieden.

Immer mehr Soldaten kamen ins Dorf und fuhren eilig wieder ab. Wenn man es auch nicht wahr haben wollte, man musste nun erkennen, dass alle auf der Flucht waren. Einige Räume, vollgefüllt mit Bekleidungsstücken aus Wehrmacht-Beständen, durften von der Bevölkerung geräumt werden. Man nutzte diese Gelegenheit und nahm, so viel man tragen konnte. Wer nicht genug bekam, ging ein zweites Mal hin. Allerdings erfreuten sich die Menschen nicht lange an ihrem neuen Besitz, denn bald darauf brach unter der Bevölkerung des Dorfes eine fieberhafte Unruhe aus. Einige Bauern zogen mit Hab und Gut davon. Die Pferde hatten ihre Mühe, die voll beladenen Fuhrwerke zu ziehen. Einige von ihnen kamen jedoch bald wieder zurück, weil sie nicht mehr durchgekommen waren. Überall steht der Feind, hieß es. Es hat überhaupt keinen Zweck mehr zu fliehen, da überall geschossen wird.

Ein höherer Offizier übernahm nun mit seinen Soldaten den Schutz des Dorfes. Es wurde öffentlich bekannt gegeben, dass das Dorf zur Verteidigung eingerichtet und ausgebaut werden müsse. Jeder Mann, der eine Waffe tragen konnte, hatte sich vor dem Rathaus einzufinden. Alle Frauen mussten sich zur Mitarbeit bereitstellen. Nachdem sich ein großer Teil der im Dorf noch verbliebenen alten Männer und einige Jugendliche am Rathaus versammelt hatten, wurde der Verteidigungsplan bekannt gegeben. Es wurden Gruppen von zwei bis vier Mann gebildet und bestimmte Aufträge erteilt. Der Objektschutz wurde übernommen und der Bau von Straßensperren angeordnet. Auf dem Kirchturm mussten zwei Männer Stellung beziehen, die die Aufgabe hatten, nahende Feinde zu erspähen und rechtzeitig zu melden.

Ich selbst hatte noch nicht das wehrfähige Alter, und so trieb ich mich in dieser kritischen Zeit bei den Soldaten herum, obwohl meine Eltern mir die strikte Anweisung gegeben hatten, in unmittelbarer Nähe unserer Wohnung zu bleiben. Alle Ermahnungen waren jedoch vergessen, als meine Kameraden mich abholten. Die Soldaten erklärten den Zivilisten, wie man Straßensperren errichtet und Stellungen aushebt. Es wurde in großer Eile gearbeitet, denn die Beobachter auf dem Kirchturm hatten verdächtige Gestalten entdeckt, die sich unserem Dorf nähern würden. Ein Mann kam keuchend und ganz außer Atem aus dem Nachbarort gelaufen und berichtete hastig und aufgeregt, dass in seinem Dorf die deutschen Einwohner von den Tschechen abgeholt und misshandelt werden.

Ein Hauptmann, der in der Nähe stand und dies mit angehört hatte, fühlte sich verpflichtet, in dem Dorf nach dem Rechten zu sehen. Er bestimmte vier Soldaten und übernahm selbst die Führung dieser Gruppe. Schnell wurden Waffen überprüft und Munition herbeigeschafft. Jetzt stellte man fest, dass das Tragen der gesamten Ausrüstung und Bewaffnung doch beschwerlich sein wird, und man frug die herumstehenden Buben, ob sie Munitionskästen tragen möchten. Natürlich waren wir sofort bereit und meldeten uns.

Wir nahmen die Munitionskisten auf und marschierten hinter den Soldaten her. Wir waren mächtig stolz und kamen uns sehr männlich vor. Wir verließen unser Dorf und gingen auf dem kürzesten Wege über Äcker und Wiesen dem Ort zu, in dem wir die alte Ordnung wieder herstellen wollten. Die Führung des kleinen Trupps übernahm der Hauptmann, dahinter befanden sich die Soldaten. Vor mir liefen Franz, 16 Jahre alt, und Rolf, der 14 Jahre zählte. Hinter mir befanden sich Klaus und Werner, die 12 bzw. 11 Jahre alt waren. Ich selbst hatte vor ein paar Tagen meinen 13. Geburtstag gefeiert.

Um vom Dorf aus nicht gesehen zu werden, gingen wir am Bach entlang. Links und rechts des Baches waren Sträucher und Bäume, die uns gute Deckung gaben. Je weiter wir uns dem Ort näherten, umso langsamer und vorsichtiger wurden wir. Wir sprangen von einem Busch zum anderen, von einer Bodenerhebung zur nächsten. Bald lief uns der Schweiß am Körper herunter, doch es machte uns Buben Spaß. Für uns war es noch ein Spiel. Den Ernst unserer Situation hatten wir noch nicht erfasst.

Die Soldaten beobachteten sehr gespannt, ob irgendwo etwas Verdächtiges zu sehen war. Wir erreichten die ersten Häuser der Ortschaft. Das Dorf war wie ausgestorben, kein Bewohner ließ sich sehen. Wo konnten die Menschen nur sein? Wir sprangen in die Häuser und durchsuchten sie. Im dritten Haus fanden wir eine alte Frau hinter einem Vorhang versteckt. Sie flehte die Soldaten an, sie am Leben zu lassen. Man sah es ihr an, dass sie entsetzliche Angst hatte. Auf die Frage, wo die anderen Bewohner wären und wohin man die Deutschen gebracht hätte, gab sie uns in gebrochenem Deutsch zu verstehen, dass man sie abgeführt hatte. Sie könne uns jedoch nicht sagen, wohin sie gebracht worden sind.

Nun durchsuchten wir auch die anderen Häuser, um uns Gewissheit über das Schicksal der deutschen Bewohner zu verschaffen. Durch die unheimliche Stille zur Vorsicht gemahnt, schlichen wir zum Marktplatz. Als ein Soldat den Platz überqueren wollte, peitschten Schüsse durch die Luft. Der Soldat warf sich sofort auf den Boden und erwiderte das Feuer. Unter Feuerschutz seiner Kameraden sprang er wieder zurück hinter die schützende Häuserwand.

Wir Buben lagen auf dem Boden und waren zutiefst erschrocken. Hätte man uns nicht zugerufen, uns hinzulegen, wir wären vor Überraschung gar nicht darauf gekommen. Nur langsam begriffen wir, dass diese Knallerei für uns alle lebensgefährlich werden konnte. Die Soldaten zogen sich wieder zurück und erreichten in kurzen Sprüngen ein großes Gebäude.

Wir Jungens wussten eigentlich nicht, was wir jetzt tun sollten. Da wir Angst hatten und nicht allein sein wollten, sprangen wir den Soldaten nach und erreichten unversehrt das Haus. Wie wir bald feststellen konnten, befanden wir uns in einer Schule. Der Hauptmann befahl einem Soldaten, aus unserem Dorf Verstärkung zu holen. „Beeilen Sie sich! Bis Sie wiederkommen, werden wir hier in der Schule warten.“

Die Soldaten verteilten sich auf die oberen Stockwerke und beobachteten durch die Fenster die Bewegungen der Feinde. Das Haus wurde nach allen Seiten abgesichert. Unser Gegner erkannte jedoch bald, dass wir uns im Schulgebäude versteckt hatten, denn das gegnerische Feuer konzentrierte sich auf uns. Immer heftiger wurde die Schießerei, denn nun erwiderten auch unsere Soldaten das Feuer. Die Fensterscheiben fielen klirrend zu Boden, und der Kalk bröckelte von den Wänden herab und bedeckte den Boden, die Möbel und auch uns. Die Buben lagen in der Nähe des Offiziers, der im ersten Stock hinter einem Fenster Stellung bezogen hatte. Wahrscheinlich spürten wir, dass wir von nun an an das Schicksal dieses Mannes gebunden waren. Da wir im Umgang mit Waffen nicht geübt waren, konnten wir uns nicht aktiv an der Verteidigung beteiligen. So lagen wir auf der Treppe und harrten voller Angst auf die Dinge, die da noch auf uns zukommen würden. Jetzt erst begriffen wir unsere gefährliche Lage und unsere Hilflosigkeit.

Vom Dachboden kam die Meldung, dass aus allen Richtungen fremde Soldaten und bewaffnete Zivilisten auf das Dorf zueilten. Nun wurde es für uns brenzlich, denn an ein Ausbrechen war jetzt nicht mehr zu denken. Wir waren vom Feinde umstellt. Soldaten und Partisanen kamen im Schutze der Häuser immer näher an unser Gebäude heran. Unsere Leute verteidigten sich verbissen und warfen auch Handgranaten zum Fenster heraus, denn der Gegner war bereits in den umliegenden Häusern in Deckung gegangen. Immer heftiger, aber auch gefährlicher wurde die Schießerei. Freund und Feind standen sich in Rufweite gegenüber. Der Befehl wurde erteilt, mit Munition zu sparen und nur gezielte Schüsse abzugeben.

Obwohl wir nun schon zwei Stunden Widerstand leisteten, war die erhoffte Verstärkung immer noch nicht eingetroffen. Die Lage wurde für uns immer kritischer. Der Gegner rief uns bereits zu, dass wir uns ergeben sollten und dass jeglicher Widerstand sinnlos sei. Doch unser Offizier hoffte immer noch auf Verstärkung und feuerte als Antwort einige Schüsse ab.

Franz stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, um durch das Fenster auch etwas vom Feinde erspähen zu können. Plötzlich schrie er auf und fasste sich an das rechte Bein. Blut quoll aus einer Wunde an der rechten Wade. Ein feindliches Geschoß war durch die Wand gedrungen. Zum Glück hatte es nicht mehr die Durchschlagskraft gehabt, um Franz ernstlich verletzen zu können. Der Hauptmann holte seinen Notverband heraus und versorgte die stark blutende Wunde. Nun legte sich auch Franz wieder flach auf den Boden, um nicht noch einmal getroffen zu werden.

Durch den Munitionsmangel bedingt, erwiderten unsere Soldaten nur selten die Feuerüberfälle des Gegners. Diese Tatsache ermunterte unsere Belagerer immer näher an uns heranzukommen. Überall

konnte man jetzt die Soldaten und Zivilisten auf uns zukommen sehen. Wir schossen nicht mehr, denn es hatte gar keinen Zweck, uns gegen diese Übermacht mit ein paar uns noch verbliebenen Patronen zur Wehr zu setzen. Aus einem in der Nähe stehenden Haus brüllte jemand zu uns herüber: „Ergebt Euch! Jeder Widerstand ist sinnlos, denn ihr seid umzingelt!“

Der Hauptmann versammelte in aller Eile seine Soldaten um sich, um zu beraten, was zu tun sei. „Wir warten so lange wie nur möglich, vielleicht kommt doch noch die Verstärkung“, meinte der Hauptmann. Ja, wir hofften immer noch, obwohl die Unterstützung schon längst hätte da sein müssen.

Nach einer weiteren halben Stunde tönte es durch ein Sprachrohr zu uns herüber: „Wenn Ihr Euch nicht innerhalb 10 Minuten ergebt, schießen wir mit einer Panzerfaust in die Schule!“ Jetzt mussten sich unsere Leuten entscheiden. Es blieb ihnen gar keine andere Wahl, und unser Offizier erwiderte: „Wir sind zu Verhandlungen bereit!“ - „Kommt heraus und ergebt Euch!“ – „Nur wenn Ihr uns freien Abzug zusichert und gewährt, werden wir uns ergeben!“, entgegnete der Hauptmann. Die Antwort lässt eine geraume Weile auf sich warten, wahrscheinlich beratschlagte man, ob man die Zusicherung geben sollte. Dann hörten wir wieder: „Wir gewähren Euch freien Abzug, wenn ihr Eure Waffen abgibt.“ Der Hauptmann: „Wir sind einverstanden!“

Uns befiel ein beklemmendes Gefühl, als der Gegner daraufhin in Scharen aus den Häusern auf unsere Schule kam. Man traute uns nicht recht, denn die Menschen bewegten sich noch sehr vorsichtig vorwärts. Die Eingangstür in unserem Gebäude ging auf. Zunächst kamen nur zwei Soldaten herein. Ängstlich schauten sie zu uns und stiegen zögernd die Treppen herauf. Unser Hauptmann ging ihnen entgegen und übergab seine Pistole. Die restlichen deutschen Soldaten folgten dem Beispiel ihres Vorgesetzten und übergaben ebenfalls ihre Waffen dem Gegner.

Inzwischen waren mehrere bewaffnete Zivilisten hereingekommen, die uns zur Tür hinauswiesen. Draußen aber empfing uns der aufgebrachte Mob. Ich bekam einen Schlag mit einem harten Gegenstand auf den Kopf, und als ich gleich darauf noch einen Schlag mit einem Gewehrkolben auch auf den Kopf erhielt, fiel ich in Ohnmacht.

Nach einer Weile kam ich wieder zu mir. Noch halb benommen stellte ich fest, dass ich auf einem Menschen lag. Über mir sah ich Beine und Köpfe. Schwer war das Gewicht der Leiber, die auf mir lagen. Um uns dicht gedrängt schrieen, johlten und schlugen die Menschen-Bestien auf uns ein. Es waren entlaufene Sträflinge, Widerstandskämpfer und andere Zivilisten. Sie bearbeiteten uns mit Füßen, Fäusten und Stöcken, bis uns tschechische Soldaten aus dieser misslichen Lage befreiten.

Nun wurden die Jungs von den Soldaten getrennt und in einen alten Feuerweherschuppen eingesperrt. Vor der Tür stand ein bewaffneter Widerstandskämpfer, der uns bewachen musste. Wir hatten unbeschreibliche Angst. Was hatte man mit uns noch vor? Plötzlich fiel mir ein, dass ich ja noch meine

DJ-Uniform trug und dass unter meiner Jacke an dem braunen Uniformhemd Abzeichen angesteckt und angenäht waren, die meine Zugehörigkeit zur Hitler-Jugend verraten könnten.

Hastig zog ich meine Jacke aus und entfernte die Dinge, auf die ich vorher so stolz gewesen war. Mit zitternden Händen stopfte ich alles in die Schläuche der Feuerwehpumpe, die in dem Raum stand. Das Koppelschloss mit den Insignien verschob ich gerade auf den Rücken, als die Tür aufging und wir aufgefordert wurden, herauszutreten. Auf dem Platz, auf den wir jetzt geführt wurden, waren viele Menschen versammelt. Sicher waren jetzt auch die Dorfbewohner anwesend, denn neben alten Leuten sahen wir auch Frauen mit ihren Kindern.

Wir wurden zur Mitte des Platzes geführt, wo tschechische Soldaten und wohl die Anführer der Widerstandskämpfer mit unseren Soldaten verhandelten. „Ihr könnt jetzt wieder nach Hause gehen“, sagte man zu uns. Wir waren sehr froh darüber und bedankten uns noch bei einem Dolmetscher und beeilten uns, das Dorf zu verlassen. Doch wir kamen nicht weit, denn man rief uns wieder zurück. Nun hörten wir zum ersten Male einen Satz in Tschechisch, den wir noch oft hören sollten und der über unser weiteres Schicksal bestimmend war: „Ihr habt Granaten geworfen“. Zunächst verstanden wir die Beschuldigung noch nicht, doch bekamen wir gleich zu verspüren, dass es nichts Gutes bedeutete.

Man führte uns unter starker Bewachung zu einem außerhalb des Dorfes gelegenen Gehöft. Nun wollte man wissen, wer von uns Granaten geworfen hätte. Unsere Beteuerung, wir wüssten mit den Handgranaten überhaupt nicht umzugehen, halfen nichts. Wir mussten in eine tiefer gelegene Mistgrube steigen und uns mit hochgehobenen Armen mit dem Gesicht gegen die Wand stellen. Hinter uns patrouillierten nun zwei Zivilisten, die uns bewachten. Von Zeit zu Zeit kam einer von ihnen zu uns und teilte Fußtritte in den Hintern aus oder er schlug uns den Gewehrkolben ins Kreuz, sobald sich einer von uns bewegte.

Das Stehen mit hochgehobenen Armen war sehr beschwerlich und anstrengend. Sobald einer von uns die Arme nur etwas senkte, prügelte man auf ihn ein. Rolf, der neben mir stand, sah einmal nach hinten. Dies wurde von einem Aufpasser bemerkt, der sich gleich auf ihn stürzte und ihm seinen Gewehrkolben auf den Kopf donnerte. Rolf fiel wie ein gefällter Baum um und war besinnungslos. Der andere Wachposten holte einen Eimer voll dreckiges Wasser und schüttete es über Rolf s Kopf. Er kam wohl gleich wieder zu sich, denn man hörte schreien: „Was du deutsches Schwein markieren?“ Und schon hatte Rolf einen Stiefel in den Rippen. Man packte Rolf am Kragen, zog ihn hoch, stellte ihn auf die Füße, knallte ihm eine links und rechts ins Gesicht und stieß ihn auf seinen Platz neben mir. Rolf rappelte sich schnell auf und stellte sich wieder mit erhobenen Armen gegen die Wand.

So standen wir wohl schon über eine Stunde, als wir hinter uns Stimmengewirr und Schreie hörten. „Los, lauf doch zu Deinen Amerikanern“, brüllte jemand und ein Mann fiel gegen den Holzzaun, der sich der Mauer anschloss, an der wir standen. Der Neuankömmling wurde mit dem Gesicht gegen den Zaun

gestellt. Da der Mann wohl nur Deutsch verstand, sprach man auch in deutscher Sprache mit ihm. Aus Wortfetzen konnten wir entnehmen, dass er Bürgermeister einer Nachbargemeinde war. Man forderte bestimmte Schlüssel von ihm, zu deren Herausgabe er nicht bereit war. Man durchwühlte immer wieder seine Taschen, doch man konnte nichts finden. Als man einsehen musste, dass der Mann auch unter Qualen nicht willig war, ihnen zu verraten, wo sich die Schlüssel befanden, hörte man auf, ihn zu misshandeln.

Es war nun schon eine ganze Weile ruhig hinter uns, und wir dachten und hofften schon, dass man uns vergessen hätte. Plötzlich fiel ein Schuss, und der Mann neben uns sackte lautlos zusammen. Ein eisiger Schreck befiel mich! Jetzt erschießen sie uns, dachte ich. Man hat es uns vorher schon angedroht, so dass wir glauben mussten, jetzt an der Reihe zu sein. Es ist ein unbeschreiblich beklemmendes Gefühl gewesen, das mich in dieser Lage beherrschte. Einerseits befiel mich eine Gleichgültigkeit, andererseits hatte ich doch Angst vor dem Tod und wollte noch am Leben bleiben. Nun, man kümmerte sich um uns nicht weiter. Dem toten Bürgermeister durchwühlten die Bewacher noch einmal alle Taschen und trugen ihn fort.

Nach etwa drei Stunden wurden wir aus der Mistgrube abgeführt. Wir waren froh, lebend aus diesem stinkenden Loch wieder heraus zu sein. Die Buben wurden nun zu einem Lkw gebracht. Da die Ladepritsche für mich zu hoch war, wurde ich kurzerhand am Kragen und am Hosenboden gefasst und mit Schwung auf den Lkw geworfen. Hier wurden wir mit Stricken gefesselt. Zwei Bewacher setzten sich ebenfalls auf die Ladefläche. Sie entscherten hörbar ihre Maschinenpistolen und drohten uns zu erschießen, wenn wir einen Fluchtversuch unternehmen sollten.

Nun fuhren wir los. Wir hatten keine Ahnung, wohin man uns bringen würde. Auf dem Marktplatz im nächsten Dorf hielt der Lastwagen an. In kurzer Zeit waren wir umringt von einer großen Menschenmenge. Ältere Männer, Frauen und Kinder gafften uns voller Neugier an. Nachdem die Bewacher erzählt hatten, dass wir Handgranaten geworfen haben, ein tschechischer Offizier ums Leben gekommen sei, begegneten uns hasserfüllte Blicke. Plötzlich schlugen sie mit dicken Stöcken auf uns ein. Wären nicht die Bewacher bei uns gewesen, hätte man uns sicher gelyncht. So erging es uns aber auch in einigen anderen Dörfern, bis es wohl auch den Bewachern zu dumm wurde und wir nun nicht mehr anhielten, bis wir in eine größere Stadt kamen.

Unsere Ankunft war wohl schon vor unserem Eintreffen den Bewohnern bekannt gemacht worden, denn am Stadteingang empfing uns eine unübersehbare Menschenmenge. Man johlte, schrie, schimpfte, man ballte die Fäuste und drohte uns. Auch hier bekamen wir den Hass dieser Menschen auf uns zu spüren. Wir waren froh, dass eine starke Eskorte uns vor dem sicheren Lynchtod bewahrte.

Links und rechts der Straße standen Menschen, die, sei es aus Neugierde oder Hass, sich nicht entgehen lassen wollten, uns zu sehen. Vor einem großen Tor blieb der Lkw stehen. Es war das Gefängnistor. Wir

waren an unserem vorläufigen Ziel angelangt. Man löste nun unsere Fesseln. Ein Bewacher, der gebrochen deutsch sprach, hatte mit uns Mitleid, denn er versuchte uns zu trösten. Als wir ängstlich und heulend frugen, ob wir bald nach Hause dürften, sprach uns dieser Mann Mut zu und versicherte, dass wir bald heim kommen würden. Er sprach mit uns, obwohl hasserfüllte Blicke auch ihn genau beobachteten.

Von all den Eindrücken war ich wohl so benommen, dass ich als Letzter vom Lkw sprang und beinahe den Anschluss an meine Leidensgefährten versäumt hatte, die ins Gefängnis befördert wurden. Auf einmal stand ein Riesenkerl vor mir, breit wie ein Schrank und versperrte mir den Weg. Ehe es mir zum Bewusstsein kam, fiel ich, durch einen Faustschlag ins Gesicht getroffen, mit meinem Kopf gegen das Hinterrad des Lkw. Für einen Moment hatte es mir die Besinnung genommen. Der lange Kerl zog mich sofort wieder am Kragen hoch und gab mir einen Fußtritt in den Hintern, so dass ich einige Meter in Richtung Gefängnistor flog. Ich rappelte mich schnell wieder auf und lief den anderen Kameraden hinterher. Man hatte mein Fehlen schon gemerkt, denn es kam schon ein anderer Mann angelaufen und dirigierte mich mit Tritten in einen Hauseingang innerhalb der Gefängnismauern.

Im langen und dunklen Flur standen meine Kameraden bereits schon nebeneinander gestellt vor einer Tür. Ich gesellte mich wieder zu ihnen, und wir harrten bangen Herzens der Dinge, die auf uns zukommen würden. Die erste Überraschung kam in Gestalt von drei Männern, die sich auf uns stürzten. Ich wurde an den Beinen gefasst und mit dem Kopf auf die Steinfließen gestoßen. Nachdem man uns fast bewusstlos geschlagen hatte, wurden wir in ein anderes Haus gejagt, wo man uns in einen Kellerraum einschloss. Vier Wände, ein kahler und kalter Betonboden wurden für die folgenden Tage und Wochen unsere Unterkunft. Ganz oben in der Wand war ein kleines vergittertes Fenster, durch das wir ein Stückchen vom Himmel sehen konnten. Oft habe ich mir in dieser Zeit gewünscht, ein Vogel zu sein, um durch das Fenster in die Freiheit fliegen zu können.

Wir befanden uns noch nicht lange in der Zelle, als wir durch polternde Schritte und Stimmengewirr aufgeschreckt wurden. Die Tür wurde aufgeschlossen und herein kamen zwei Offiziere mit ihrer Begleitung. Wir mussten uns nebeneinander an die Wand stellen. Das erste offizielle Verhör begann. Ein Zivilist war Dolmetscher. Der eine Offizier begann: „Ihr habt doch die Granaten geworfen?“ Wir verneinten die Frage. „Es passiert Euch nichts, wenn Ihr die Wahrheit sagt und zugibt, dass Ihr die Granaten geworfen habt!“ Wir beteuerten: „Wir haben wirklich keine: Granaten geworfen, es ist die Wahrheit.“ Man versuchte noch einige Male uns umzustimmen, doch blieben wir bei unserem „Nein“. Wie konnten wir auch etwas zugeben, das wir nicht getan haben? Die Offiziere erbosten sich über unsere Hartnäckigkeit. Einer sagte: „Wenn ihr nicht vernünftig seid und zugibt, dass ihr es getan habt, dann wird es euch noch schlecht gehen.“

Nachdem wir auch auf diese Drohung hin bei der gleichen Antwort blieben, ließ sich der eine Soldat einen Gummiknüppel geben. Wir mussten uns mit dem Gesicht zur Wand stellen und die Hände hochheben. Daraufhin schlug er mit dieser Hiebwaaffe auf unsere Rücken ein. Ich bekam einen Schlag auf die Niere,

dass mir die Luft für eine Weile ausging und mir schwarz vor den Augen wurde. Mit letzter Kraftanstrengung konnte ich mich jedoch noch an der Wand festhalten. Ich wusste ja aus Erfahrung, dass, wenn ich zusammenbrechen würde, man schon dafür sorgen würde, dass ich wieder hochkäme. So haben wir einige Schläge einstecken müssen, bis die wutentbrannte Kommission davonzog.

In der Zwischenzeit war es dunkel geworden. Uns war es elend zu Mute. Wir waren müde, und der ganze Körper tat uns weh. In der Zelle war es kalt und wir froren fürchterlich. Hatten doch die meisten von uns nur eine kurze Hose, ein Hemd und eine dünne Jacke an. Wir legten uns auf den kalten Boden nahe zueinander, um uns etwas zu erwärmen. Trotz der Übermüdung konnten wir nicht fest einschlafen, außerdem war es zu kalt, und wir hatten Angst, dass unsere Peiniger wieder kommen konnten.

Es war wohl um Mitternacht. Ich war gerade eingeschlafen, als ich ganz entfernt jemand nach seiner Mutter rufen hörte. Ich wachte auf, und es wurde mir bewusst, dass Werner, der neben mir lag, im Schlaf stöhnte und jammerte. Wir kamen noch gar nicht dazu, ihn zu wecken und ihn zur Ruhe zu ermahnen, als die Tür aufgeschlossen und aufgerissen wurde. Nachdem der Wachtposten uns mit der Taschenlampe angeleuchtet hatte und alles ruhig blieb, ging er wieder hinaus.

Ich war wohl erneut eingedöst, als ich wieder die Rufe nach der Mama vernahm. Dieses Mal kamen zwei Posten zu uns herein und ermahnten uns, ruhig zu sein. Sie drohten: „Wenn ihr nicht ruhig seid, müsst ihr die ganze Nacht stehen.“ Werner hatte sich wohl auch wieder beruhigt, denn er heulte in dieser Nacht nicht mehr.

Am nächsten Morgen wurden wir gleich durch Fußtritte geweckt. Zwei Zivilisten standen in unserer Zelle und brüllten: „Aufstehen, zur Morgengymnastik, aber schnell, nebeneinander hinstellen, umdrehen und bücken!“ Der eine Mann hatte einen Holzknüppel in der Hand und schlug uns solange auf den Hintern, bis wir brüllten. Während er durch das Schlagen in Wut kam, schrie er: „Wir waren lange genug im deutschen KZ-Lager, da haben wir auch zum Frühstück eine Tracht Prügel erhalten. Euch soll es nicht anders ergehen. Ihr sollt sehen, wie das ist, wenn man dauernd misshandelt wird.“ Wenn der eine müde geworden war und sich ausgetobt hatte, führte der andere die Tortur fort.

Wir schrieten, weinten und heulten, bis es wohl auch dem Wachtposten, der vor der Tür stand, zu viel wurde und er die Rasenden unter einem Vorwand herausholte. Unsere hinteren Körperteile wagten wir nicht anzurühren, und hinsetzen konnten wir uns auch nicht mehr. Wenn wir auf dem Flur Schritte hörten, erwarteten wir jedes Mal ängstlich die nächste Tracht Prügel. Gingen die Schritte an unserer Tür vorbei, dann dauerte es nicht lange und wir hörten Schreie aus den anderen Zellen. Entfernten sich die Schritte, ohne dass man zu uns hineingesehen hatte, atmeten wir erleichtert auf.

Am nächsten Tag kamen gleich sechs Zivilisten zu uns herein. Sie frugen erst gar nicht, warum wir eingesperrt waren, sondern schlugen blindlings auf uns ein. Jeder nahm sich einen Jungen vor und

vertrimmte ihn, dass ihm Hören und Sehen verging. Nachdem mein Peiniger mich schon blutig geschlagen hatte, sah er, da ich mit hochgehobenen Armen dastehen musste und dadurch die Jacke nach oben verrutscht war, dass ich einen Leibriemen umhatte. „Was Du da habben!“, schrie er. Seine mit Blut beschmierten Hände rissen mir den Leibriemen von der Hose. Als er daraufhin das Koppelschloss mit dem Emblem der Hitlerjugend entdeckte, war er um seinen Verstand gebracht. „Was, du Hitlerjunge, du Hitlerschwein!“

Mit dem Koppelschloss hieb er wahllos auf meinen Kopf, ins Gesicht und auf andere Körperteile ein. Die Koppelschlösser waren damals entweder aus Aluminium oder aus Guss hergestellt. Mein Schloss war leider aus dem schweren Metall gefertigt, wodurch die Schläge noch wuchtiger wurden. Das Blut spritzte aus der Nase und den offenen Wunden. Das Gesicht, die Haare und meine Kleider waren mit Blut verschmiert. Die Augen und die Lippen waren bald geschwollen.

Da wir keine Möglichkeit hatten, uns und unsere Kleidung zu waschen, hatten wir bald einen widerlichen Gestank an uns. Bei den vielen Verhören, die wir über uns ergehen lassen mussten, hörten wir immer dasselbe: „Ihr habt die Handgranaten geworfen!“ Unsere Beteuerung, wir wüssten damit gar nicht umzugehen, prallten jedes Mal an tauben Ohren ab.

Eine angenehme Überraschung hatten wir am dritten Tag seit unserer Gefangennahme. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir noch nichts zu essen bekommen. Nun aber stand ein großer Topf voll Graupensuppe vor uns. Die Freude und die Gier kann sich nur derjenige vorstellen, der selbst schon einmal wirklichen Hunger gehabt hat. Obwohl uns keine Gefäße für das Essen bereitgestellt wurden, schmatzten wir die Graupen voller Freude aus den Handflächen. Zum Glück war der Brei sehr dick und bereits kalt. Diese Glückseligkeit dauerte jedoch nicht lange, denn unsere Peiniger vergaßen uns nicht.

In der Nacht wurden wir häufig aus dem Schlaf gerissen und verhört. So auch in dieser Nacht. Wir wurden einzeln aus der Zelle herausgeholt. Damit man ja keinen von uns vergaß, mussten wir uns nebeneinander aufstellen und durften uns unter Drohungen nicht vom Platz bewegen. Da unsere Zellen nicht beleuchtet waren, leuchtete man mit Taschenlampen oder Laternen hinein. Der erste wurde herausgeführt. An den Schreien im Flur konnten wir uns ausmalen, was uns da draußen wieder einmal erwartete. Nun war ich an der Reihe. Ich wurde in den Gang geführt. Von hier aus ging es links, bis sich der Flur zu einer Halle erweiterte. Da standen die Menschenhinder und grinsten boshaft. Es waren nur Zivilisten. Uniformierte haben wir nur selten zu Gesicht bekommen. Ich wurde in die Mitte des Raumes geführt und musste mich vor einer Holzbank hinstellen.

Auf mich wurden zwei Gewehrläufe gerichtet. Die Gewehre wurden hörbar und sichtbar entschert. Der Anführer übernahm das Wort und sagte zu mir: „Du hast die Granaten geworfen“. Ich beteuerte und flehte ihn ängstlich an: „Nein, ich habe keine Granaten geworfen, bitte Herr, glauben sie es mir!“ „Es passiert dir nichts, wenn du zugibst, dass du die Granaten geworfen hast!“ Dieses Wortspiel ging noch

einige Male hin und her, bis der Anführer wütend brüllte: „Wir werden dich erschießen, wenn du nicht zugibst, dass du Granaten geworfen hast!“ Zur Bekräftigung seiner Worte bohrte man die Mündungen der Gewehre in meine Brust. Ich heulte und sah ihn mit flehenden Blicken an. Doch der Mann blieb hart.

Auf einen Wink wurde ich nun gepackt und über die Bank gelegt. Jetzt schlug man mit Knüppel auf mich ein, bis ich wie ein Irre brüllte. Daraufhin packte man mich am Kragen, schlug mir noch einmal ins Gesicht und stieß mich in eine andere Zelle wieder hinein. In diesem Raum waren bereits die Kameraden, die ihre Tracht Prügel verabreicht bekommen hatten. Unsere beiden Kleinen, Klaus und Werner, kamen auch bald hinein geflogen, so dass wir wieder alle beieinander waren. Das gleiche Theater wiederholte sich auch in der darauf folgenden Nacht.

Ich stand an vorletzter Stelle. Man schob die Jungens, die ihre Prügel bezogen hatten, dieses Mal in die gleiche Zelle, aus der man uns herausgeholt hatte, wieder zurück. Jedenfalls hatte ich es wohl diesem Umstand zu verdanken, dass man mich vergessen hatte und ich nicht herausgezerrt und verprügelt wurde. Mir kam es damals wie ein Wunder vor. Ich war jedenfalls froh und glücklich und dankte Gott, dass ich nicht heraus musste. In gleicher Weise setzte man die Vernehmung in der dritten Nacht fort. Auch dieses Mal musste ich nicht mehr heraustreten. Es stellte sich später heraus, dass Klaus gestanden hatte, Granaten geworfen zu haben. Wir waren von Klaus sehr enttäuscht und über sein Geständnis verärgert.

Für uns war es eine Selbstverständlichkeit geworden, bei der Wahrheit zu bleiben, auch wenn man uns versprach, dass uns nichts geschehen würde, wenn wir die Tat gestehen würden. Wir betrachteten Klaus als Verräter und verachteten ihn.

Eines Nachmittags kam ein Zivilist in unsere Zelle. Es war das erste Mal, dass jemand allein kam. Der Wachtposten blieb jedoch an der Tür stehen, um dem Mann wohl mehr Sicherheit zu geben. Er zog eine Pistole aus der Tasche und entscherte sie. Anschließend ging er von einem zum anderen und zeigte jedem seine Erziehungsmethoden, die er angeblich im KZ bei den Deutschen gelernt hatte. Als ich dran war, bohrte er mir die Mündung der Pistole in die Augen. „Die Augen sollte man dir herausschießen, du Hitlerschwein!“ Bevor er zum nächsten ging, schlug er mir noch einige Male ins Gesicht.

Nach Tagen hatten wohl die Bestien in Menschengestalt ihre Wut ausgetobt oder man ließ sie nicht mehr herein. Jedenfalls wurde es jetzt ruhiger und wir wurden zur Arbeit aus unserer Zelle gelassen. Einige Tage später bekamen wir überraschend Gesellschaft. Ich traute meinen Augen nicht, als ich unter den vier Jungens, die durch die Zellentür geschoben wurden, einen Verwandten erkannte. Edmund kam aus dem gleichen Dorf, in dem mein Abenteuer mit den Soldaten begann. Er wohnte im gleichen Haus, doch da er damals schon 16 Jahre alt war, hatten wir wenig gemeinsame Interessen. Jetzt jedenfalls waren wir beide froh, einander wieder zu sehen.

„Warum hat man Dich hierher ins Gefängnis gebracht?“, fragte ich. Edmund: „Man hat mich mit dem Gewehr auf dem Kirchturm gesehen!“ Auch er musste zur Waffe greifen, als die letzte Reserve herangeholt wurde, um das Dorf vor dem Gegner zu verteidigen. Edmund erzählte mir, dass meine Eltern sich große Sorgen um mich gemacht hätten, als ich nicht mehr heimgekommen war. Von Dorfbewohnern hätten sie dann erfahren, dass ich mit Soldaten in die Ortschaft gegangen sei, aus der man später die Schießerei gehört hätte.

Weiter erzählte er, dass am darauf folgenden Morgen die Amerikaner ins Dorf gekommen wären, bald darauf sich aber wieder zurückgezogen hätten, um den Russen Platz zu machen, die dann einmarschiert seien. Nun begann auch für unsere Eltern eine harte Zeit. Alle Deutschen wurden auf dem Marktplatz zusammengetrieben und durchsucht. Nachdem ihnen die wenigen Wertsachen, die sie noch besaßen, abgenommen waren, mussten sie sofort Hals über Kopf das Dorf verlassen. Wohin meine Eltern mit ihrer letzten Habe gezogen sind, wusste Edmund nicht.

Die Gewissheit der Verlassenheit und der Einsamkeit ist bedrückend. Nun wusste auch ich nicht, wo ich meine Eltern finden konnte. Der Selbsterhaltungstrieb hat auch bei mir nach einer Zeit der Niedergeschlagenheit Oberhand gewonnen, und so hoffte ich, bald wieder entlassen zu werden, um meine Eltern suchen zu können. Noch aber war ich im Gefängnis, und noch immer peinigten uns unsere Bewacher. Jedenfalls durften wir jetzt hin und wieder für ein paar Stunden aus der Zelle, um in der Küche Kartoffeln zu schälen, auszukehren, zu putzen oder den Fußboden zu schrappen. Wir taten es gern, sahen wir doch etwas mehr von der Freiheit und hatten auch etwas mehr Abwechslung als in der Zelle.

Wir konnten zum Fenster raussehen, wenn der Wachposten einmal wegsah, konnten Vögel, Bäume und andere Menschen beobachten und vergaßen für einen Moment unsere Gefangenschaft, bis uns der Stiefel unserer Peiniger wieder in die Wirklichkeit zurückversetzte. Wir mussten im Gefängnishof Decken sortieren und zusammenlegen und altes Gerümpel auf den Abfallhaufen tragen. Bei dieser Gelegenheit kamen wir öfters an eine Abfallgrube vorbei, die mit Abfällen aus der Küche gefüllt war. Wir durchwühlten die Grube nach etwas Essbarem und freuten uns sehr, wenn wir etwas gefunden hatten.

Eines Nachmittags wurden wir wieder aus unserer Zelle geführt. Im Flur begegnete ich dem früheren Bürgermeister aus unserem Dorf. Obwohl er körperlich sehr zusammengefallen war, habe ich ihn sofort erkannt. Mein rechter Arm flog automatisch zum Hitler-Gruß herauf und aus meinem Mund war das „Heil ...!“ heraus, als es mir siedend heiß einfiel, in welche Gefahr ich mich dadurch begeben hatte. Auch der Bürgermeister sah mich mit erschreckten Augen an, als fürchtete er Unheil. Ich riss meinen Arm herunter und drehte das Gesicht zur anderen Seite, angstvoll auf eine Tracht Prügel wartend. Aber - nichts geschah! Hat diesen Vorfall kein Bewacher gemerkt? Jedenfalls konnte ich nach qualvollen Minuten erleichtert aufatmen.

Eines Tages mussten wir uns auf dem Hof in Reihe aufstellen und marschierten mit drei Mann Bewachung zum ersten Male zum Gefängnistor hinaus, nachdem man uns vorher versichert hatte, dass man auf uns schießen würde, wenn wir den Versuch machen sollten zu entfliehen. Endlich sahen wir wieder Häuser, Läden, Menschen und Tiere außerhalb der Gefängnismauern und meinten, die Freiheit zu sehen.

Unsere frohe Stimmung sollte aber nicht lange währen, denn die Menschen auf der Straße wurden bald auf uns aufmerksam. Sie reagierten bei unserem Anblick verschieden. Obwohl man in einigen Gesichtern Mitleid erkennen konnte, verfolgten uns überwiegend feindselige Blicke. Einige ließen uns ihren Hass spüren. Sie kamen zu uns und spuckten uns ins Gesicht oder vor die Füße. Manche wollten uns auch verprügeln, doch wurden sie von unseren Wachposten zurückgehalten.

Unsere frohe Erwartung war uns jedenfalls schnell vergangen, und wir sehnten uns wieder in die Umzäunung des Gefängnisses. Vorher aber mussten wir erst Waffen und Munition aus dem Keller eines Hauses tragen und auf einen Lastwagen verladen. Sicher war dieses Haus ein geheimes Versteck für die Widerstandskämpfer während der Schutzherrschaft der Deutschen. Am nächsten Tag mussten wir wieder zu einem Verhör. Klaus brauchte nicht mit.

„Ihr werdet bald nach Hause geschickt, wenn ihr zugibt, dass ihr Granaten geworfen habt!“, sagten die tschechischen Soldaten. „Ein Kamerad von euch hat es bereits eingestanden!“ Nachdem wir bei unserem „Nein“ blieben, wurden wir in ein anderes Gebäude gebracht und in einem Vorraum aufgestellt. Eine Zellentür wurde aufgeschlossen und jemand aufgefordert herauszukommen.

Eine Gestalt erschien im Türrahmen - aber, wie sah sie aus! Das Gesicht war grün und blau, blutverschmiert und so angeschwollen, dass man die Augen fast nicht mehr sehen konnte. Um den Kopf hatte dieser Mensch einen dreckigen, blutdurchtränkten Verband. Da es ihm Mühe bereitete, sich aufrecht zu halten, hielt er sich an die Tür gestützt. Wir erkannten, dass es der deutsche Hauptmann war, der unser jetziges Schicksal heraufbeschworen hatte. „Kennt ihr ihn?“, wurden wir gefragt. Da keiner von uns eine Antwort gab, wurde Rolf als Erster gefragt. „Ich weiß es nicht,“ antwortete er. Der Bewacher packte ihn an der Jacke und stieß ihn in eine Ecke des Raumes. „Erkennst Du ihn?“ wurde ich gefragt. Vielleicht hatte ich Angst, die Frage zu bejahen, denn auch meine Antwort war: „Ich weiß nicht“. Man packte mich daraufhin am Kragen und schubste auch mich in die Ecke zu Rolf.

Franz und Werner brauchten nicht in die Ecke, da ihre Antwort positiv war. Mit uns war der Frager nicht zufrieden, denn anschließend kam er zu uns in die Ecke und verprügelte uns. Rolf erhielt so heftige Boxschläge an Kinn und Hals, dass besonders der Hals in kurzer Zeit so angeschwollen war, dass er Atemnot bekam. Als man das festgestellt hatte, brachte man ihn fort, vermutlich in ein Krankenhaus. Jedenfalls habe ich Rolf nicht mehr gesehen.

Den Hauptmann - er war es wirklich - hatte man innerhalb von einer Woche zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen. Später erfuhren wir, dass er kurze Zeit nach unserer Gegenüberstellung verstorben sei. Die deutschen Soldaten mussten daraufhin ihren Hauptmann in einen kleinen Handwagen legen. Eine Tafel wurde ihm um den Hals gehangen, auf der gestanden haben soll, dass er der Mörder des Offiziers XY sei. Die deutschen Landser mussten nun den Handwagen durch die Stadt ziehen, damit jeder sehen konnte, dass der Tod des tschechischen Soldaten gerächt worden war.

Edmund, der jetzt der Ältteste der Jungen war, hatte eines Tages einen Entschluss gefasst. „Wir werden hier abhauen!“, sagte er mit Überzeugung. „Ich habe satt, mich noch länger hier schikanieren zu lassen. Wer macht mit?“ Zunächst meldete sich keiner. Der Gedanke an Flucht machte uns einerseits hoffnungsfroh, andererseits hatten wir Bedenken. Einer sagte: „Wenn die uns erwischen, erschießen sie uns...“ Ein anderer: „Die Gefängnismauer ist zu hoch für uns, außerdem werden wir auch nachts bewacht.“

„Hört einmal zu“, sagte darauf Edmund: „Ich habe alles genau durchdacht. Auch habe ich in den letzten Tagen gut beobachtet. Unsere Flucht muss klappen. Wer nicht mitmachen will, kann hier bleiben. Die Zellentür können wir mit einem Haken aufbekommen, denn das Schloss funktioniert nicht mehr richtig. Wir müssen dann über den Flur in den gegenüberliegenden Raum gelangen. Dieser Raum ist offen. In ihm stehen einige Milchkanen, auf die wir uns stellen können, und wenn von unten einer dem anderen nachhilft, kommen wir gut zum Fenster heraus. Das Eisengitter vor dem Fenster habe ich mir genau angesehen. Das Mauerwerk ist sehr brüchig und alt. Das Gitter wackelt in seiner Halterung. Wenn wir Mörtel und Backsteine ein wenig lösen, können wir bestimmt das Gitter entfernen. Die Gefängnismauer ist nicht sehr hoch; wir können uns gegenseitig hoch stemmen. Wenn mir einer hilft und einer im Gang Schmiere steht, können wir gleich mit der Vorbereitung beginnen. Der Vorletzte zieht den Letzten herauf.“

Karl und Franz waren gleich bereit, Edmund bei seinen Vorbereitungen zu helfen. Edmund griff nun unter das Stroh, das wir uns vor ein paar Tagen vom Hof in die Zelle nehmen durften, suchte eine Weile herum und holte schließlich einen dicken Draht hervor. Nachdem er den Draht zu einem Dietrich gebogen hatte, gebot er uns ruhig zu sein. Wir horchten angespannt einige Minuten, und da sich im Flur nichts rührte, wussten wir, dass die Bewacher oben waren und wahrscheinlich Karten spielten. Edmund probierte mit dem Draht am Schloss herum. Einige Male musste er innehalten, denn es wurden Schritte von oben vernehmbar, die jederzeit die Treppe herunterkommen konnten, die aber jedes Mal wieder verklungen sind.

Nach mehreren Versuchen ging die Tür auf. Edmund spähte auf den Flur - niemand war da. Er schlich zur gegenüberliegenden Tür und - tatsächlich, sie öffnete sich, wie er es vorausgesagt hatte. Wir beobachteten bange Herzens, wie er auf die Milchkanen stieg und nach dem Fenstergitter griff. Er kam wieder zurück und sagte: „So wie ich es gesagt habe, das Fenstergitter haben wir bald heraus. Einer von

Euch geht gleich mit mir und einer übernimmt den Horchposten im Flur. Wenn oben Schritte zu vernehmen sind, sofort Bescheid geben, damit wir rechtzeitig wieder in unsere Zelle kommen!“

Karl half Edmund am Gitter, während Franz den Horchposten im Flur übernahm. Plötzlich ging oben die Tür geräuschvoll auf und zwei Männer kamen laut schwatzend die Treppe herunter. Franz gab Edmund ein Warnzeichen und verschwand in seiner Zelle. Edmund stand gerade auf einer Milchkanne und hatte sie vor Schreck fast umgeworfen. Gott sei dank, sie fiel nicht um, sondern wackelte nur hin und her und verursachte ein klapperndes Geräusch. Dies haben die Männer auf der Treppe gehört, denn sie blieben stehen und hielten inne in ihrer Unterhaltung und lauschten. In der Zwischenzeit waren Edmund und Karl flink wie die Wiesel in die Zelle gesprungen und hatten die Tür hinter sich lautlos zugemacht. Sie hatten nicht vergessen, die gegenüberliegende Tür geräuschlos zuzustoßen.

Bangen Herzens fragten wir uns, ob die Männer wohl etwas gehört hatten? Sicher glaubten sie, sich getäuscht zu haben, denn sie schöpften keinen Verdacht. Sie schwatzten bald wieder weiter. Sie öffneten eine andere Zellentür, sprachen wohl über die Insassen miteinander und schlossen sie nach einer Weile und gingen wieder hinauf.

Edmund schlich sich wieder aus der Zelle heraus, um weiter zu arbeiten. Damit der Mörtel besser entfernt werden konnte, hatte er sich einen großen Nagel organisiert. Zwei Abende arbeitete er an dem Gitter, bis es soweit gelockert war, dass man es herausnehmen konnte.

Es war für uns eine Zeit der Anspannung und Angst. Wir verfolgten die kratzenden Geräusche mit all unseren Sinnen und horchten, ob nicht Schritte zu vernehmen waren. Der Wachposten marschierte in unregelmäßigen Abständen an unserem Fenster vorbei, aber er hatte von unseren Vorbereitungen nichts gemerkt, da wir ihn immer rechtzeitig hören konnten.

„Heute Nacht fliehen wir“, sagte Edmund. Damit war für ihn der Fall klar. Für mich und wie ich feststellen konnte, auch für die Mehrzahl meiner Kameraden stellte sich jetzt die Frage, ob man mitmachen sollte. Ich hatte Angst, denn ich wusste nicht, ob ich die Mauer überwinden konnte, was hinter der Mauer auf uns wartete und ob und wie ich mich in der Dunkelheit zurechtfinden würde. Ich wusste doch gar nicht, wohin ich rennen sollte, wenn ich die Mauer überwunden haben würde. Wir hatten keinen Kompass, mit dem wir uns bei Nacht hätten zurechtfinden können, geschweige denn eine Landkarte, nach der wir uns wenigstens bei Tag hätten orientieren können.

„Wie willst du dich im Gelände zurechtfinden?“ frugen wir Edmund, denn er war jetzt die Person, die uns führen sollte. „Ich werde mich nach den Sternen richten und immer in nördliche Richtung gehen, dann komme ich schon an die Grenze. Ihr braucht mir nur zu folgen“, sagte er noch.

Dann war es soweit. Draußen war alles dunkel; der Posten lief an unserem Fenster vorbei. Wir mussten uns jetzt beeilen, wenn wir alle über der Mauer sein wollten, bevor er wieder um das Gebäude herumkam

und uns bemerken konnte. Die Zellentür wurde leise geöffnet, und einer nach dem anderen schlich hinter Edmund in den Raum, aus dem wir durch das Fenster klettern mussten. Das Gitter wurde herausgewuchtet, wobei Mörtel auf die Kannen herunterfiel. Dies verursachte einen höllischen Lärm. Da aber draußen alles ruhig blieb, kroch Edmund als erster heraus.

Wir durften nur keine Zeit mehr verlieren. Nachdem wir Edmund von unten geholfen hatten, folgte ihm Karl. Franz und Klaus waren auch schon durch das Fenster geklettert, als Schüsse aus unmittelbarer Nähe durch die Nacht peitschten. Jemand brüllte und piff Alarm. In unserer Angst liefen wir, die wir noch nicht ins Freie gelangt waren, sofort wieder in unsere Zelle zurück, legten uns auf unser Stroh und taten so, als ob wir schlafen würden.

Immer mehr Stimmen und immer mehr Schritte konnten wir draußen vernehmen. Es dauerte nicht lange, da wurde unsere Zellentür aufgerissen. Soldaten und Zivilisten stürmten herein und beleuchteten unser Lager. Wir wurden abgezählt und man fragte uns, wo die anderen Kerle seien. Wir taten so, als wenn wir keine Ahnung hätten und sagten, dass wir geschlafen und nichts gehört hätten. Man schloss nun die Türen zu, und die Bewacher beteiligten sich wohl wieder an der Suche nach unseren Kameraden.

Nach einer Weile hörten wir draußen Schreie. Es war zweifelsohne die Stimme eines Jungen. Jetzt haben sie einen erwischt, dachten wir und waren plötzlich froh, dass wir noch nicht durchs Fenster geklettert waren. Das Stimmengewirr entfernte sich draußen immer weiter weg, bis wir nichts mehr hören konnten. Nach etwa zwei Stunden kamen einige Männer in unseren Raum, brüllten uns an und verschwanden wieder, ohne die obligatorischen Prügel verteilt zu haben.

Am nächsten Tag erfuhren wir dann, dass man Franz, Karl und Klaus erwischt hatte. Edmund sei noch nicht gefunden worden, obwohl Suchkommandos die nähere und weitere Umgebung durchsucht hätten. Man vermutete gar, dass man ihn erschossen oder angeschossen hatte. Jedenfalls hörten wir von Edmund nichts mehr. Erst nach Jahren habe ich erfahren, dass ihm die Flucht gelungen und er glücklich über die Grenze gekommen sei.

Den drei wieder eingefangenen Ausreißern ging es in den nun folgenden Tagen sehr schlecht. Zunächst sperrte man sie in eine andere Zelle und verprügelte sie. Die Haare wurden ihnen vom Kopf geschoren. Durch die Maßnahme wollte man andere abschrecken, das Gleiche zu tun. Auch wir wurden in einen anderen Raum gebracht, der jegliche Fluchtmöglichkeiten ausschloss.

Als wir in die neue Zelle kamen, sahen wir zunächst einen Menschen in einer Ecke am Boden liegen. Nur zögernd wagten wir uns näher an ihn heran, da wir schon nichts Gutes ahnten. O Gott, wie sah dieser Mann aus! Gesicht und Hals waren mit Blut verschmiert. Am Hals klaffte eine 2 Zentimeter breite und ca. 10 Zentimeter lange Schnittwunde. Ob er sich die Schlagader bzw. den Hals selber durchschnitten hatte? Dieser Mann lebte noch - röchelnd ging sein Atem. Wir standen um ihn herum und gafften zu, wie er

verblutete. Wir waren furchtbar ratlos. Wir konnten nicht helfen! Wir fürchteten uns vor unseren Bewachern, wir hatten aber auch vor diesem blutüberströmten Menschen Angst.

Es dauerte nicht lange, da wurde die Tür aufgeschlossen und Zivilisten betraten den Raum. Sie traten an den Sterbenden heran, gaben ihm Fußtritte und beschimpften ihn. Kein Erbarmen - kein Mitleid! Die grauerregende Szene erschütterte uns zutiefst, und wir drückten uns angstvoll in die entgegengesetzte Ecke des Raumes. Als die Peiniger draußen waren, hielt uns die Neugier nicht lange zurück, und wir sahen erneut nach dem leblos am Boden Liegenden. „Ob er schon tot ist?“ frug einer. Niemand wagte sich jedoch zu nahe heran.

Nach einer Stunde sah ein Posten nach dem Mann. Nachdem er den leblosen Arm wieder losgelassen hatte, ging er hinaus, um deutsche Männer zu holen, die den Toten hinaustragen mussten. Das Blut am Boden wurde auch von ihnen auf gewischt. Endlich waren wir diesen entsetzlichen Anblick los, doch mussten wir immer wieder mit Grauen daran zurückdenken. Abends, wenn es in der Zelle dunkel war, meinte ich manchmal, der Tote liege in der Ecke. Dabei erfasste mich ein Entsetzen, und ich sehnte mich, ein kleiner Vogel zu sein, um durch das kleine Gitterfenster diesem Elend und dieser Qual zu entfliehen. Mein Verlangen nach der beschützenden Wärme der Eltern wurde immer größer.

Allerdings gab es auch Momente, in denen ich mich wie ein Held fühlte. Ich stellte mir vor, wie deutsche Soldaten uns aus dem Gefängnis befreien und uns als tapfere Männer feiern würden. Dieser Wunsch, der gelegentlich sehr stark war, zerfiel bald in bittere Enttäuschung, als uns die Nachricht übermittelt wurde, dass Deutschland kapituliert hatte.

Nach vier Wochen langer Pein, Qualen und Ungewissheit, wurden wir Jungens in ein Arbeitslager auf einer staatlichen Domäne (Staatsgut) verbracht.

Im Arbeitslager

Im Arbeitslager waren überwiegend ältere Männer und Frauen, die die Kriegswirren überlebt hatten. Es waren Menschen, die in diesem Land geboren und aufgewachsen waren und die die einheimische Sprache genau so gut wie die deutsche Sprache beherrschten. Sie haben niemanden etwas zu Leide getan. Nur weil sie Deutsche waren, mussten auch sie viel Leid ertragen. Wir waren insgesamt etwa 20 Personen. Später kamen noch zwei Mädchen im Alter von 17 und 18 Jahren zu uns. Vier Wachposten sorgten dafür, dass keiner von uns fliehen konnte.

Dieses Staatsgut lag vom nächsten Dorf weit entfernt, weit von Zivilisation und buntem Treiben. Wir waren Gefangene, und unser Leben wickelte sich in einer eintönigen Gleichmäßigkeit ab. Vier große Ökonomiegebäude und ein Kornspeicher waren im Viereck so zusammengebaut, dass man nur durch ein Haupttor in den Innenhof gelangen konnte. Auf der anderen Seite der Einfahrt befand sich zwar auch noch ein Tor, dieses wurde aber nur in der Erntezeit aufgeschlossen, damit die Erntewagen hineinfahren

konnten. In einem Gebäude lagen die Wohnungen, in denen zwei Familien wohnten. Es waren darin untergebracht der Gutsleiter und ein Wachposten mit ihren Angehörigen.

Auch wir bekamen hier unsere Räume zugeteilt. Vor dem Fenster waren dicke Eisenstäbe angebracht. Sicher haben vor uns schon Gefangene in diesen Räumen geschlafen, denn die vorhandenen Sicherheitsvorkehrungen ließen darauf schließen. Unsere Frauen bekamen einen Raum neben der Küche zugewiesen. Gegenüber vom Flur lagen unsere beiden Stuben, in denen die Jungen und Alten nebeneinander liegen mussten. Wir durften uns aus der Scheune Stroh holen, um uns eine Liegestatt herrichten zu können. Zum Zudecken hatten wir nichts außer den Kleidern, die wir noch am Leibe trugen. Später beschaffte uns der Wachposten, der seine Wohnung in unmittelbarer Nähe hatte, einige alte Decken, die wir dankbar annahmen.

So war auch ich glücklich, als man mir einen alten Fußteppich gegeben hatte. Ich habe mir den Teppich gut ausgeklopft und abends zufrieden über meinen Kopf gezogen. Es war ein wunderbares Gefühl, nach Wochen wieder einmal unter eine Decke kriechen zu können, um sich vor der nächtlichen Kühle zu schützen.

Leider hatte der Teppich einen Nachteil, wie es sich bald herausstellen sollte. Am nächsten Tag bemerkte ich mit Schrecken, dass ich Läuse hatte. Diese Feststellung machte ich allerdings erst am Abend, denn am Morgen hatte ich keine Zeit dazu. Wir wurden sehr früh geweckt und zur Arbeit eingeteilt. Die Haustiere, Pferde, Kühe und Schweine mussten gefüttert und die Ställe gesäubert werden. Anschließend mussten wir aufs Feld. Große, unübersehbare Zuckerrüben- und Futterrübenfelder mussten mit der Hand und einer kleinen Hacke verzogen werden. Diese Arbeit begann am frühen Morgen und endete am späten Abend. Da die Arbeit nur im Bücken durchgeführt werden konnte, wurde unser Kreuz sehr strapaziert. Der Rücken schmerzte unsagbar. Obwohl wir Jüngeren die Arbeit genau so wenig gewöhnt waren wie die Alten, hatten sie wesentlich mehr Schwierigkeit, sich daran zu gewöhnen.

Der Wachposten stand hinter uns und feuerte uns durch Flüche und grobe Redensarten an. Eine alte Frau, annähernd 60 Jahre alt, war von fürstlicher Herkunft. Sie war natürlich an Arbeit überhaupt nicht gewöhnt und kam mit den anderen nicht mit. Der Wachposten trieb diese Frau mit Fluchen und Schlägen vorwärts. Sie weinte bitterlich und flehte, man möge mit ihr nicht so hart umgehen, da sie sich bemühen wolle, den anderen nachzukommen. Das reizte den Wachposten umso mehr und mit einem höhnischen Lachen ließ er seine Peitsche auf den Rücken dieser Frau niedersausen.

Ein Glück war es, dass wir in mehreren Gruppen arbeiteten, so dass dieses Ekel nicht jedes Mal dabei war. Die anderen Wachposten waren bei weitem nicht so schlimm, sie trieben uns wohl an, schlugen uns aber nie. Dem Wachposten, der mit seiner Familie in unserer Nachbarschaft wohnte, hatten wir viel Gutes zu verdanken. Er hatte mit uns Mitleid und versuchte unauffällig, uns unser Schicksal zu erleichtern. Eines Morgens war einer unserer Männer gestorben. Die körperlichen und seelischen Qualen hatte er

nicht verkraften können. Vor dem Tode benahm sich dieser Leidgefährte sehr merkwürdig. Nachts konnte er eine Ewigkeit am Fenster stehen und in den dunklen Himmel starren. Wenn wir ihn dabei ansprachen, meinte er, auf dem Bahnhof zu stehen und auf den Zug zu warten, der ihn zu seiner Frau und seiner Tochter bringen würde. Wenn er im Bett lag, urinierte er aus dem Bett heraus. Wenn wir ihn dann anriefen und ihn auf das Unmögliche seines Tuns aufmerksam machten, schämte er sich und entschuldigte sich. Er sagte dann: „Ich habe geglaubt, ich bin auf dem Feld“. Sicher war das der Beginn einer geistigen Umnachtung, und so konnte der Tod für den Mann nur eine Erlösung gewesen sein.

Auf ausdrücklichen Befehl unseres „Schlägers“, so nannten wir den Posten, der uns immer schlug, mussten einige Männer den Toten bis aufs Hemd ausziehen und ihn mit dem Gesicht zur Erde in die zusammengenagelte Holzkiste legen. Daraufhin wurde er am Waldrand verscharrt. Es durfte kein Kreuz aufgestellt werden, und kein Hügel durfte auf ein Grab hinweisen. Die Bekleidungsstücke behielt der Posten für sich, während die wenigen Erinnerungsstücke seiner Lieben verbrannt werden mussten.

Manchmal verirrten sich russische Einheiten in unsere verlassene Einöde (Gegend). Nicht immer konnten sich unsere beiden Mädchen rechtzeitig verstecken. Wurden sie entdeckt, schleppte man sie in ihr Zimmer und vergewaltigte sie. Aber nicht nur die Russen vergingen sich an den Mädchen, auch unser Gutsaufseher hatte jede Abwesenheit seiner Frau dazu benutzt, seiner Geschlechtslust zu frönen.

Einmal musste ich mit einem Mädels auf dem Kornspeicher das Korn wenden. Bevor wir fertig waren, flehte mich das Mädchen an, ich solle ja nicht gehen, wenn der Aufseher mich wegschicken sollte. Sie ahnte schon, was ihr bevorstand. Und so kam es auch. Als wir fertig waren, sagte der Aufseher zu mir: „Los, verschwinde, Du kannst allein wieder zurückgehen!“ Ich tat aber so, als ob ich ihn nicht verstanden hätte und beschäftigte mich im Nebenraum. Da fing er an zu fluchen und zu toben und gab mir zu verstehen, dass er mich die Treppen runter werfen würde, wenn ich nicht augenblicklich verschwinde. Da war mein Beschützermut dahin, und ich trottete davon. Das Mädels musste ich machtlos diesem Saukerl überlassen. Niemand hatte den Mut, seiner Frau mitzuteilen, dass er bei den Mädchen abwechselnd war, wenn sie selbst in der Stadt war. Außerdem gab er den Mädchen zu verstehen, dass wenn seine Frau etwas davon erfahren würde, wir alle dann nichts zu lachen hätten und uns auf ganz schlimme Zeiten gefasst machen müssten.

An einem späten Abend quartierte sich eine Kompanie russischer Soldaten bei uns ein. Wir lagen alle schon in den Betten, doch gelang es unserem Wachposten, die beiden Mädels noch rechtzeitig auf dem Heuboden zu verstecken. Zuerst wollte man uns aus unserem Raum hinauswerfen. Später einigte man sich aber darauf, dass die Mannschaft in der Scheune schlief, während der Kompanieführer und sein Adjutant sich bei uns bequem machten. Wir waren von der Feldarbeit hundemüde und wussten, dass wir morgens sehr früh wieder aufstehen mussten. Trotzdem merkten wir, dass Fleisch gebruzzelt wurde. Der Geruch ließ uns sehnsuchtsvoll zum Grill stieren.

Als dann gegessen und getrunken wurde, mussten wir uns umdrehen, um nicht zu betteln. Nachdem die Wodkaflasche einige Runden gemacht hatte, versammelten sich die Russen vor unserem Raum, um mit ihrem Chef zu feiern. Sie sangen Lieder und tanzten in aller Ausgelassenheit ihren Kosakentanz. So ging es bis tief in die Nacht hinein. Am nächsten Morgen zogen sie wieder weiter.

Wir mussten jeden Tag sehr früh aufstehen. Nach dem Abfüttern der Haustiere ging es hinaus aufs Feld. So ging es tagein und tagaus. Waren keine Rüben mehr zu verziehen, hatten wir Gras zu mähen, zu wenden und das trockene Heu auf Fuhrwerke aufzuladen und anschließend auf den Heuboden abzuladen.

Bald begann die Ernte. Zuerst kam die Gerste dran, dann der Roggen und der Weizen. Wir mussten das gemähte Getreide in Garben zusammenbinden und zusammenstellen, damit es trocknen konnte. War das Korn ausgereift und trocken, wurde es auf Wagen geladen und in die Scheune gefahren. Das Abladen musste flott vorangehen, da der nächste Wagen bereits wartete. Wir kamen dabei recht ordentlich ins Schwitzen, und der Schweiß rann uns in Strömen den Rücken herunter. Das war jedoch noch auszuhalten.

Die meisten Qualen bereiteten uns die Läuse und die Flöhe. Denn diese Tierchen wurden jetzt erst richtig munter. Man fühlte es sehr deutlich, wenn sie den Rücken rauf und runter, kreuz und quer rannten. Versuchte man sie zu erschlagen, bissen sie an anderer Stelle zu. Kratzte man hier, biss es dort, kratzte man fort, juckte es woanders. Es kann zur unerträglichen Qual werden, wenn man sich nicht richtig kratzen kann. Hatten wir eine kleine Verschnaufpause in unserer Arbeit, lehnten wir uns in der Scheune gegen einen Stützbalken, gegen eine Türkante oder sonst gegen einen scharfen Gegenstand und rubbelten ordentlich den Rücken ab. Dies hatte uns für einen kurzen Moment eine Erleichterung verschafft.

Da wir kein Vernichtungsmittel für dieses Ungeziefer hatten, wurden wir ihrer nicht mehr Herr. Es waren aufdringliche Biester. Jeden Abend durchsuchte ich meine Klamotten nach ihnen. Sie hielten sich mit Vorliebe in den Nähten auf. Ich fand jedes Mal einige mit Blut vollgesaugte Viecher und zerquetschte sie mit Ekel und Genugtuung zwischen meinen Daumennägeln. Es waren nicht nur Kleiderläuse, die uns quälten und die sich mit unserem Blut vollpumpten. Wir hatten auch Kopfläuse und Wanzen zur gleichen Zeit. Am schwersten zu erwischen waren die Flöhe. Wenn man nicht schnell genug zufassen konnte, entwischten sie einem noch im letzten Augenblick mit einem mächtigen Satz.

Die Kopfläuse bekämpften wir, indem wir ein Blatt Zeitungspapier ausbreiteten und mit einem Kamm durch die Haare fuhren. Manchmal fielen sie herunter, als wenn man Sand in den Haaren gehabt hätte. Unsere Daumen waren anschließend mit Blut verschmiert.

Die Wanzen waren natürlich viel größer und hielten sich nicht in unseren Kleidern auf. Sie waren heimtückische Biester. Sie kamen nur bei Nacht aus ihren Schlupfwinkeln angekrochen, um sich an unserem Blut dick und fett zu saugen. Ein einzigartiges Gefühl, wenn man im Dunkeln im Bett liegt und darauf wartet, dass sie kommen. Und sie kommen bestimmt angekrochen. Man wartet, bis sie sich festgesaugt haben, um dann selbst kräftig zuzuschlagen. Bei Nacht war allerdings die Jagd nicht sehr einträglich, außerdem waren wir immer hundemüde. Wenn wir etwas Zeit hatten, wurden am Tage die Ritzen im Fußboden und die Fußmatten systematisch abgesucht.

Werner, unser Jüngster, war zu faul, regelmäßig Jagd auf unsere Schmarotzer zu machen. Jedenfalls wurde er von Tag zu Tag blasser und schwächer, bis die Frauen sich seiner annahmen und feststellten, dass seine Kleider und seine Haare mit Läusen derartig übersät waren, dass man sie ausschütteln konnte. Die Frauen kochten Werners dreckig und verlauste Klamotten und steckten auch ihn anschließend in eine Tonne voll Wasser. Aber auch das half nicht lange, denn mit kochendem Wasser bekam man die Eier dieser Blutsauger nicht kaputt. Werner musste sich ab sofort regelmäßig lausen, dafür sorgten wir jetzt alle.

Eines Tages kam ein fremder Lastkraftwagen in den Hof gefahren. Zwei bewaffnete Männer stiegen heraus und gingen zum Lagerkommandanten. Nachdem man miteinander gesprochen hatte, wurden wir alle zusammengerufen. Einer der beiden Männer sprach: „Wer von euch aus dem X-Dorf ist, packt seine Sachen und fährt mit uns dorthin.“ Wir wussten nicht, was man mit uns vorhatte. Da wir nichts besaßen, außer den Sachen, die wir an hatten, stiegen wir gleich auf den LKW.

Während der Fahrt sprach Franz die Frage aus, die wohl jeden von uns beschäftigte: „Ob man uns nach Hause bringt und uns freilässt?“ Ingeheim hofften wir, dass man uns in unser Dorf wieder zurückbringen und uns dort die Freiheit geben würde. Dieser Wunschtraum ging jedoch nicht in Erfüllung. Es kam ganz anders, wie wir es uns vorgestellt hatten.

Auf dem Marktplatz des Dorfes angekommen, erwarteten uns bewaffnete Zivilisten. Mit barschem Ton rief man uns zu: „Los, runter, beeilt euch, sonst machen wir euch Beine.“ Und schon wieder hagelte es Ohrfeigen und Tritte in den Hintern. Man sperrte uns in einen Raum ein, der wohl als Übernachtungsquartier für uns gedacht war.

Im Nebenraum fing jemand an fürchterlich zu schreien. Wir hörten die Schläge, die auf ihn niederprasselten. Bei jedem Hieb war es mir, als ob er mich selber trifft. Wir erlebten die Schlägerei aus unmittelbarer Nähe, nur eine dünne Wand trennte uns von dem Gefolterten. Diese Tortur dauerte eine Ewigkeit, bis die Schreie immer leiser wurden und man nur noch ein Wimmern und Stöhnen hören konnte. Erst dann hielten die Folterknechte mit der Prügelei inne und verließen den Raum.

Als man etwas später unsere Tür aufschloss, waren wir auf da Schlimmste gefasst. Wir wurden herausgeführt und mussten uns auf dem Marktplatz in zwei Reihen aufstellen. Ein Wachposten ließ beiläufig die Bemerkung fallen, dass der Zusammengeschlagene Glück hat, dass er noch lebe. Andere hätte man so lange verprügelt, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben hätten.

Wir marschierten los, wussten aber nicht, wohin es gehen sollte. Unterwegs hatten wir Zeit, uns unser Dorf anzusehen. Es war uns fremd geworden. Viele Menschen, Soldaten und bewaffnete Zivilisten, Frauen und Männer hasteten durch die Straßen. Nur wenige bekannte Gesichter bekamen wir zu sehen. Wenn wir einem Bekannten begegneten, von dem wir hofften, dass er uns zumindest ein Zeichen des Erkennens geben würde, mussten wir die bittere Feststellung machen, dass er sich hastig umdrehte und so tat, als wenn er uns nicht bemerkte hätte.

In der Nähe des Friedhofes stießen wir auf eine große Menschenansammlung. Hier wurden wir zu anderen deutschsprachigen Gruppen gestellt. Wir trafen auch deutsche Dorfbewohner, die mit den Flüchtlingen nicht ausgewiesen wurden, da sie schon vorher in dem Dorf ansässig waren und hier ihren Hof und ihr Haus hatten. In der Zwischenzeit waren aber auch sie von ihren Höfen gejagt oder als Knechte auf ihren Höfen beschäftigt worden. Wir Jungens versuchte nun etwas über unsere Eltern zu erfahren, doch wusste man uns nicht mehr zu berichten als das, was wir bereits in Erfahrung gebracht hatten.

Als wir dann fragen, weshalb wir alle am Friedhof versammelt werden, gab ein Bekannter uns die Antwort: „Kurz vor der Kapitulation wurde ein Transport mit Häftlingen aus einem Konzentrationslager auf unserem Bahnhof abgestellt. Die Bewacher dieses Zuges, es waren überwiegend SS-Leute, veranlassten, dass von den Häftlingen bei Nacht ein Grab geschaufelt wurde. In dieses Grab warf man alle toten und halbtoten Häftlinge hinein und deckte sie mit Erde zu. Jetzt sollen wir die Leichen bzw. das was davon noch übrig geblieben ist, wieder herausholen. Man will die Leute identifizieren und ordentlich begraben.“

So geschah es dann auch. Wir wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt. Wir Jungs aus dem Arbeitslager blieben zusammen. Wir mussten Holzsärge, die in der Nähe des Friedhofes übereinander gestapelt standen, zum Massengrab hinbringen. Hier empfing uns ein beißender und scharfer Gestank. Es war der Geruch der verwesenen Leichen. Mir hat es schier den Atem genommen, und ich musste mit mir kämpfen, um nicht erbrechen zu müssen. Die Tschechen und Russen hatten Gaze-Binden um ihre Nasen gewickelt. Wir aber mussten uns an die verpestete Luft gewöhnen.

Unten im Grab schaufelten deutsche Männer die Leichen aus, andere trugen die halbverwesten Körper aus dem Loch. Einige von ihnen mussten sich übergeben und kotzten fast ihre Seele heraus, denn im Magen hatten sie nichts oder nur wenig. Die armen Kerle hatten aber keine Zeit zum Kotzen, denn darauf warteten schon die Aufpasser und trieben die Männer unter Flüchen und Verwünschungen wieder ins Loch. Und wenn einer nicht mehr konnte oder gar wollte, stieß man ihn kurzerhand ins Loch runter.

Oben mussten die Leichen auf Tische gelegt werden, wo Männer mit weißen Mänteln und Gummihandschuhen etwas zu finden versuchten, womit man die Toten identifizieren konnte. Dies war jedoch sehr schwierig, denn die Sträflingskleidung war zum größten Teil verfault und die Menschen bis zur Unkenntlichkeit verwest. Vom Tisch kamen die Leichen in die Särge, die dann verschlossen und in Reihe und Glied aufgestellt wurden, nachdem man sie nummeriert hatte.

Da man auf die nächsten Särge bereits wartete, sorgte man dafür, dass wir in Trab blieben, und uns beeilten. Wir mussten um den Friedhof herumlaufen. An der Friedhofmauer bildete sich eine immer größere Menschenansammlung, die wir in respektvoller Entfernung umgingen. Tschechen und russische Soldaten bildeten einen Kreis und brüllten und lachten über etwas, was wir zunächst nicht erkennen konnten. Später lichtete sich der Kreis und wir sahen, wie ein Mann in der Mitte dieser Gruppe ein Loch schaufelte. Unter Faustschlägen, Fußtritten und wüsten Verwünschungen und Flüchen buddelte dieser Mensch weiter an dem Loch.

Unter den Deutschen hat es sich sehr schnell herumgesprochen, dass dieser Mann, ein Dorfbewohner, bei dem Häftlingszug als Wachposten eingeteilt gewesen war und dabei einem Häftling ins Ohr geschossen hatte, als dieser die Flucht ergriff. Nun musste er dafür büßen und sein eigenes Grab schaufeln. Jedes Mal, wenn ich an der brüllenden und johlenden Horde vorbeiging, packte mich ein beklemmendes Angstgefühl. Ob ich wohl der Nächste hin, der sein eigenes Grab schaufeln musste? Es ist weniger Mitleid, das man mit dem anderen Menschen in solcher Situation erlebt, als die Angst um sein eigenes Leben.

Wir sahen, dass die Russen ihre MP auf diesen Mann gerichtet hatten. Trotzdem waren wir erschrocken, als wir Schüsse aus dieser Richtung hörten. Ob er wohl schon tot ist? Die Umstehenden machten aber noch weiter Witze, woraus wir entnahmen, dass er noch am Leben sein musste. Als wir wieder einmal an dieser Gruppe vorbei wollten, wurden wir angehalten. Man musterte uns und bestimmte Franz, der der Stärkste von uns Jungens war, dem Mann im Loch zu helfen!

Franz erzählte uns später, als er heil aus dem Grab heraus war, von seiner übergroßen Angst, die er gehabt hatte, als er ins Loch zu dem Mann steigen musste. Er erzählte weiter: „Der Mann war am ganzen Körper mit Blut beschmiert und lag auf den Knien. In der Hand hielt er noch die Schaufel, konnte sie aber nicht mehr halten. Er lebte noch - und ich musste dem Gequälten die Schaufel aus der Hand nehmen und das Loch tiefer graben. Als ich damit fertig war, durfte ich wieder heraus steigen. Nachdem ich einige Meter vor diesem unheimlichen Platz weggerannt war, hörte ich ein paar MG-Garben ballern. Vor Schreck ließ ich mich hinfallen, denn ich dachte, man würde mir nachschießen. Als ich bemerkte, dass man sich um mich nicht kümmerte, dämmerte es in mir, dass man den Mann im Loch erschossen haben musste.“

Später wurden zwei Gefangene bestimmt, die das Grab zuschufeln und dem Erdboden gleich machen mussten. Keine Erhöhung oder gar ein Kreuz durfte darauf hinweisen, dass da ein Toter liegt. War er

überhaupt schon tot, als man ihn mit Erde zugeschüttet hatte? Keiner konnte es mit Bestimmtheit sagen. Später hörten wir, dass die Frau und die Tochter dieses Mannes, die beide in dem Dorf noch waren, die Erlaubnis von den Tschechen bekommen hatten, ihn zu bestatten.

Zwei Tage, nachdem die Leichen aus dem Massengrab versorgt waren, wurden wir Jungs wieder auf den gleichen Lkw geladen und zurück ins Arbeitslager gebracht. Auch wenn es uns hier nicht gefiel, so waren wir doch froh, diesem Schauplatz menschlicher Tragödien entronnen zu sein.

Wieder im Arbeitslager

Das Essen war eintönig, obwohl wir uns, im Gegensatz zum Gefängnis, wenigstens mit Kartoffeln satt essen konnten. Um Kartoffeln noch essen zu können, versuchten unsere Frauen, die uns das Essen kochen mussten, Abwechslung dadurch zu finden, dass sie die Kartoffeln einmal als Mus, dann wieder als Pellkartoffeln oder Salzkartoffeln auf den Tisch stellten. Häufig gab es auch Bratkartoffeln, doch ohne Fett schmeckten sie auch nicht viel besser.

Jeden zweiten Tag bekamen wir ein Stück Brot. Ein runder Laib musste in Zehn gleiche Teile aufgeteilt werden, und so erhielt jeder vielleicht zwei dicke Scheiben. Eine Scheibe Brot am Tag, was ist das schon, wenn man hart arbeiten muss? So ist es häufig vorgekommen, dass wir nach der Verteilung das Stück Brot gleich aufgegessen haben. Satt sind wir davon ja auch nicht geworden, aber man hatte dem Heißhunger nach Brot einmal nachgegeben. Einmal im Monat gab es auch eine Ration Zucker, die vielleicht zwei Tage reichte. Wenn man sehr sparsam damit umging, hatten wir auch einige Tage mehr davon zu naschen.

Ein winzig kleines Stück Butter gab es ebenfalls, aber es war eine so kleine Portion, dass wir nicht wussten, was wir damit machen sollten. Bestrichen wir uns damit das Brot, mussten die Kartoffeln wieder trocken gegessen werden. Eine Kartoffelsuppe mit Fett und Zwiebeln war auch etwas Delikates. Die Zwiebeln hat uns in solchen Fällen unser Wachposten aus seinem Garten geschenkt.

Auf die Dauer musste sich das einseitige Essen, aber auch die mangelnde körperliche Sauberkeit negativ auswirken. Und so war es nicht verwunderlich, dass ich eines Tages den Körper voller Wasserbläschen hatte, die fürchterlich juckten. Wenn man darüber hinweg kratzte, platzten sie auf und verkrusteten. Nach ein paar Tagen war ich am ganzen Körper damit bedeckt. Unglücklicherweise bekam ich noch dazu an den Füßen eitrige Pickel, die schnell größer wurden. Der Eiter lief mir an den Füßen runter und infizierte andere Stellen, an denen bald neue Geschwüre hervorkamen. Im Arbeitslager hatte keiner Verbandsmittel oder gar eine Salbe. So war ich hilflos meinen Mitmenschen ausgeliefert.

Die Frauen bemühten sich aus alten Stoffetzen, die sie vorher gekocht hatten, Verbände herzustellen. Wenn ich einen Verband nach ein paar Tagen wechseln wollte, musste ich ihn von den Wunden reißen.

Die Wunden trockneten oberflächlich zu einer Kruste in den Verband ein. Wenn ich den Verband abnahm, wurden auch die Krusten abgerissen, so dass man in die offenen eitrigen Wunden sehen konnte. Die Füße waren von den Oberschenkeln bis runter zu den Zehen mit Eiterbeulen bedeckt, die teilweise die Größe eines Ein-Mark-Stückes angenommen hatten. Die Wunden waren sehr tief, und es floss viel Eiter heraus. Der Gestank, den die Wunden verursachten, machte den Aufenthalt in meinem Raum nicht gerade erträglich. Mit mir ging es nun langsam bergab. Ich war so müde und schwach, dass ich nicht mehr aufs Feld mitgehen konnte.

Erst als auch Werner die gleiche Krankheit bekam, bemühte man sich um einen Arzt. Man verbreitete das Gerücht, wir seien typhusverdächtig und ein Lagerinsasse habe die Blattern. Als der Arzt kam, musste ich mich von meinem Lager aufrappeln und auf den Hof kommen. Hier stellte sich der Arzt in einer respektvollen Entfernung vor mich hin und bedeutete mir, ja nicht näher an ihn heranzukommen. Er sah mich aus dieser Entfernung von vorn und hinten an und ging wieder, nachdem er ein Rezept für mich ausgestellt hatte. Nach dem Arztbesuch kam ein großes Schild an das Eingangstor: „Typhus - Gefahr Eintritt verboten!“

Nach zwei Tagen bekam ich die Salbe, die er mir verschrieben hatte. Michael, der Sohn unseres Wachpostens, hatte sie mir aus der Stadt mitgebracht. Die Salbe war gegen Krätze. Tatsächlich, die Pusteln an meinem Körper heilten, und die Krusten fielen ab. Ich war bald am Oberkörper wieder sauber. Mit der gleichen Salbe versuchte ich auch die Geschwüre an den Beinen zu heilen. Leider hatte ich keinen durchschlagenden Erfolg damit. Jedenfalls ging es mit meiner Gesundheit und meinem Wohlbefinden wieder bergauf. Außerdem hatte mir der Doktor auch Verbandszeug verschrieben, so dass ich meine Wunden besser pflegen konnte. Ich konnte nun auch wieder aufstehen.

Natürlich musste ich gleich wieder mithelfen, allerdings wurde ich zunächst nur für leichte Arbeit eingeteilt. So ging der Sommer vorüber und der Herbst zog ein. Es war die Zeit der Rübenenernte. Die Rüben wurden zuerst mit der Hand aus dem Erdreich gezogen und so in Reihe hingelegt, dass die Blätter abgehackt werden konnten. Anschließend wurden sie auf mehrere Haufen geworfen. Die Zuckerrüben wurden auf Wagen geladen, die dann in die Stadt gefahren wurden. Die Futterrüben kamen in den Keller oder sie wurden in Mieten vergraben. Als die Felder abgeerntet waren, schickte man uns in die nahe gelegenen Wälder, wo wir Bäume fällen, zersägen, ausästen und abschalen mussten.

Aber auch diese Arbeit fand eines Tages ihr Ende. Da man auf der Domäne für uns nicht mehr genügend Arbeit hatte, wurden wir an umlegende Bauern verteilt. Sie kamen an einem Vormittag mit ihren Gespannen in den Hof gefahren und feilschten um uns. Werner und ich kamen zusammen zu einem Bauern.

Auf dem Bauernhof

Die Bauernfamilie zeigte sich anfangs zurückhaltend und misstrauisch. Erst als man uns näher kennen gelernt hatte, vermochten sie nicht daran zu glauben, dass wir Verbrecher sein sollten. Werner und ich waren beide doch noch Kinder, und man sah es wohl ein, dass wir nicht schuld an dem Krieg und an den Gräueln und Schandtaten, die überall vorgekommen sind, sein konnten. Man behandelte uns sehr freundlich. Es war jetzt niemand mehr da, der uns beschimpfte oder schlug. Wir waren durch die Erlebnisse der letzten Monate noch so verängstigt, dass man uns oft sagen musste, wir bräuchten uns nicht mehr zu fürchten.

Jedenfalls freuten wir uns riesig, als die Bäuerin uns ein üppiges Essen auf den Tisch stellte. Ein richtiges Mittagessen mit Vorspeise und Hauptspeise waren wir nicht mehr gewöhnt. Mit Heißhunger verschlangen wir die Teigwaren und das Fleisch. Endlich einmal eine anständige Mahlzeit!

Wir bekamen einen Raum zugeteilt, indem früher sicher einmal die Waschküche untergebracht war. Dieser frisch geweißelte Raum befand sich in einem kleinen Häuschen, gegenüber dem Bauernhaus. 2 Betten, 1 Schrank, 2 Stühle und 1 Tisch machten ihn wohnlich. Die Strohmattentzen waren mit weißen Laken bezogen, und zum Zudecken hatten wir ein Federbett. In der ersten Nacht schlief ich schlecht ein, denn an ein sauberes und warmes Bett musste ich mich erst wieder gewöhnen. Außerdem ließ mich die Sorge nicht los, unsere Peiniger könnten uns hier wieder abholen.

Nach zwei Tagen kam ein deutscher Kriegsgefangener in unser Zimmer, der ebenfalls dem Bauern zur Arbeit zugeteilt worden war. „Ich heiße Müller und soll mit euch in dem Zimmer zusammenwohnen“, stellte er sich vor. Nun blieb uns nichts anderes übrig, als ihm das eine Bett abzugeben, während Werner und ich von nun an in einem Bett zusammen schlafen mussten.

Dies war mir äußerst peinlich, denn ich wusste, dass Werner noch Kopf- und Kleiderläuse hatte. Ich hatte wohl auch noch vereinzelt Läuse, doch hatten sie bei mir keine großen Lebenserwartungen, da ich sie durch ständiges Kämmen und durch vieles Waschen ausgerottet hatte. Wie ich es befürchtete, kamen nun von Werner die fetten und ausgewachsenen Läuse bei Nacht über das Kopfkissen zu mir gekrochen und machten sich über mich her. Auf die Dauer konnte ich die nächtlichen Invasionen der Läuse nicht mehr abwehren, so dass es auch bei mir wieder auf dem Kopf und am Körper herumkrabbelte. Als Herr Müller merkte, dass wir verlaust waren, sorgte er mit Strenge, dass besonders Werner sich auch sauber hielt.

Mit Hereinbrechen der Dunkelheit, wenn die Tiere abgefüttert waren, spätestens jedoch gleich nach dem Abendessen wurde die Tür zu unserem Raum vom Bauern selbst abgeschlossen. Morgens kam dann die Oma des Bauern, klopfte an die Tür und rief: „Dobroera! Aufstehen, aufstehent!“ Bei einem Bauern beginnt der Tag schon recht früh. Draußen war es stockfinster, als wir uns noch schlaftrunken an die Arbeit machten. Jeder von uns hatte seine zugeteilten Aufgaben.

Werner und ich mussten die Kühe füttern und den Stall saubermachen. Herr Müller hatte für die Pferde zu sorgen. Wenn er damit fertig war, half er den Schweinestall auszumisten und die Kühe zu melken. Nachdem die Tiere gefüttert, die Kühe gemolken und die Ställe gesäubert waren, gingen wir rüber ins Bauernhaus, wuschen uns und setzten uns an den Tisch und frühstückten zusammen mit der Bauernfamilie.

Am Tisch kam aber kein richtiges Gespräch zustande, denn wir sprachen nicht ihre Sprache. und sie konnten uns nicht verstehen. Wir verständigten uns überwiegend durch Gesten. Im Laufe der Zeit erlernten wir einige Wörter der tschechischen Sprache, was uns die Verständigung wesentlich erleichterte. Die Bäuerin versuchte oft, mit uns in ein Gespräch zu kommen. Sie hatte mit uns Mitleid und wollte von uns sicherlich einiges über unsere Familien hören. Doch genügten Handzeichen und ein paar Wörter nicht, um uns unterhalten zu können. So endete jeder Versuch mit einem um Verzeihung bittenden Lächeln.

Eigentlich sehnten wir uns danach, jemandem erzählen zu können, wie schön wir es zu Hause gehabt hatten und wie wir uns nach unseren Eltern und nach ihrer Liebe sehnten. Helfen konnten uns die Leute nicht. Sie bemühten sich jedenfalls, uns unser Schicksal zu erleichtern und uns Mut und Hoffnung zu geben. Obwohl das Leben bei diesem Bauern durchaus erträglich war, wurde unsere Sehnsucht nach unseren Eltern immer größer.

Eines Tages frug uns Herr Müller sehr vorsichtig: „Hättet ihr Lust, von hier abzuhausen und nach Deutschland zu fliehen?“ Wir waren von diesem Gedanken freudig überrascht. Wir selbst wagten nicht daran zu denken, da wir einfach noch zu unbeholfen waren. Außerdem mussten wir oft an unseren letzten missglückten Fluchtversuch aus dem Gefängnis denken. In diesem Fall aber brachte ein Erwachsener diesen Einfall, zu dem wir großes Vertrauen hatten und den wir als unseren Beschützer anerkannten.

Mehr sagte Müller zu uns nicht. Sicher wollte er abwarten und sehen, wie wir diesen Gedanken verarbeiten würden. Oder hatte er Bedenken, wir könnten ihn verraten? Erst nach ein paar Tagen sprach er wieder darüber. Er frug uns, ob wir mit ihm fliehen wollten! Natürlich wollten wir, dies um so lieber, nachdem wir erfahren hatten, dass man uns vor ein Gericht stellen wollte, um uns zu verurteilen. Davor fürchteten wir uns, denn wir konnten nach dem Erlebten nicht mehr an Gerechtigkeit glauben.

„Ich habe den Fluchtplan bereits ausgearbeitet, außerdem habe ich mir eine Landkarte besorgt, nach der wir marschieren können“, verkündete Müller. Nun begannen wir mit unseren Fluchtvorbereitungen. Herr Müller impfte uns jeden Morgen ein, vorsichtig zu sein, damit der Bauer ja nicht auf unser Vorhaben aufmerksam wird. Wir nähten uns zunächst aus alten Säcken einen Rucksack. Ein gewöhnlicher Sack wurde zuerst bis zur Hälfte abgeschnitten und ein Stück Schnur so durchgezogen, dass man den Sack zuziehen und zubinden konnte. Diese Größe war ausreichend, um unsere Habe hin einzupacken. Aus den abgeschnittenen Stücken schnitten wir 6 cm breite Streifen, die wir dann zusammenfalteten. Diese

Streifen wurden dann als Rucksackträger an den Sack festgenäht. Nadel und Zwirn hatten wir von unserer Bäuerin ausgeliehen, um angeblich abgerissene Hosenknöpfe annähen zu können.

Ohne Nahrungsmittel konnten wir allerdings nicht abhauen, denn wir würden einige Tage unterwegs sein, und mit Menschen durften wir nicht zusammenkommen, wenn wir uns nicht verraten wollten. Folglich wurden wir von Herrn Müller angewiesen, Brot zu organisieren. Dies war nicht gerade einfach, denn wie ich schon erwähnte, aßen wir zusammen mit der Familie des Bauern. Der Bauer aß sehr schnell. Die Oma kümmerte sich um die beiden Kinder. So blieb am Tisch meistens noch die Bäuerin. Müller stand in der Regel mit dem Bauern auf. Da er sich der Gefahr nicht aussetzen wollte, sollten wir die nötige Verpflegung beschaffen.

Wir warteten also darauf, dass die Bäuerin uns für kurze Zeit den Rücken zukehrte, um eine Scheibe Brot oder Hefengebäck, gefüllt mit Marmelade oder Mohn, in unsere Taschen oder im Hemd verschwinden zu lassen. Möglich war es durchaus, dass, trotz unserer Vorsicht, die Bäuerin von unseren Diebstählen etwas gemerkt hatte, doch sagte sie nichts. Wir haben in zwei Wochen jedenfalls soviel Verpflegung zusammengerafft, dass es uns für einige Tage ausreichen konnte.

An einem Samstagabend war es dann so weit. Das Vieh war versorgt, und wir selbst waren nach dem Abendbrot wie üblich in unseren Raum eingeschlossen. Wir legten uns zunächst angezogen in die Betten. Wir wussten, dass unser Bauer am Samstag mit seiner Frau in seinem VW in die Stadt zum Tanzen fahren würde. Also warteten wir bangen Herzens auf den Augenblick, wenn der Bauer den Hof verlassen würde.

Endlich war es so weit. Wir hörten, wie er in die Scheune ging, das Tor unter Ächzen und Krachen aufgemacht und der Motor des Pkw angelassen wurde. Der VW wurde herausgefahren und das Tor wieder geschlossen. Vor dem Bauernhaus blieb der Personenwagen wieder stehen. Die Autotür wurde zugeschlagen, und Schritte eilten die Treppe zum Bauernhaus empor. Die Haustür wurde geöffnet und gleich wieder zugeschlagen. Nun hörte man nichts mehr, außer dem Geräusch des Motors. Sicher wollte der Bauer den Motor warmlaufen lassen.

Unsere Gedanken waren immer bei dem Bauern. Was macht er jetzt noch? Hoffentlich kommt er nicht noch einmal zu uns herein, denn dann müsste er ja merken, dass wir angezogen im Bett liegen. Nach einer Weile - für uns erschien sie eine Ewigkeit - ging die Haustür wieder auf und zu. Wir hörten Schritte, die auf dem gefrorenen Schnee knirschten. Die Autotür wurde zugeworfen - endlich!

Aber was war das? Schritte näherten sich unserem Gebäude. Vor unserer Tür blieb jemand stehen. Mein Herz klopfte rasend, und ich betete, dass diese Person sich von unserer Tür entfernen möchte. Eine Weile verharrte der Betreffende vor der Tür, dann ging er rüber zu unserem Fenster (Stuben). Wir wussten, dass der Bauer den Schlüssel immer in der Nähe des Fensters versteckte, wenn er unseren

Raum abgeschlossen hatte. Ob er den Schlüssel holt und zu uns noch hereinsieht? Die Schritte kamen zur Tür wieder zurück. Jetzt werden wir erwischt, dachte ich noch und zog die Bettdecke über meinen Kopf, um so zu tun, als wenn ich schlafen würde. Klopfenden Herzens, auf alles Schlimme gefasst, wartete ich und wartete und - nichts. Plötzlich heulte der Motor auf. Der Wagen fuhr zum Hof heraus. Nachdem das Hoftor geschlossen worden war, entfernte sich das Motorgeräusch immer weiter, bis man nichts mehr hören konnte.

Müller flüsterte zuerst: „Jetzt ist der Bauer fort!“ „Wann hauen wir ab?“ frugen wir, sichtlich erleichtert. Müller: „Wir warten noch eine Stunde, bis dahin wird auch die Oma im Bett liegen und schlafen“. Ungeduldig frugen wir Müller zum wiederholten Mal, ob es schon so weit sei. Nach einer halben Stunde standen wir auf und holten unter den Matratzen unsere Rucksäcke hervor, um unsere Sachen einzupacken. Wir durften kein Licht machen, weshalb wir unsere Gegenstände im Dunkeln ertasten mussten. Da unsere Habe jedoch nicht groß war und wir die Dinge vorher schon zurecht gelegt hatten, waren wir bald mit dem Packen fertig.

Wir setzten uns auf unsere Betten und warteten. Müller beobachtete das gegenüberliegende Haus. Als draußen alles ruhig und dunkel blieb, holte Müller einen Dietrich hervor, um damit die Tür zu öffnen. Wie er sich den Nachschlüssel angefertigt hatte, erzählte er uns nicht. Werner und ich haben uns vollkommen auf ihn verlassen, weshalb wir ihn nicht mit Fragen belästigten. Müller versuchte nun vorsichtig, mit dem Dietrich das Schloss zu öffnen. Nach einigen Versuchen war die Tür auf. Vorsichtig wurde die Tür nur einen Spalt weit geöffnet, um auf den Hof zu spähen. Da nichts Verdächtiges wahrgenommen werden konnte, trat Müller ins Freie. Werner und ich schlichen ihm nach. Die Tür wurde wieder leise geschlossen.

Draußen empfing uns eine eisige Kälte, und Schneeflocken wirbelten uns ins Gesicht. Wir schlichen über den Hof und verließen ihn durch eine kleine Hintertür. Da wir die Dorfstraße nicht benutzen wollten, mussten wir über die hinter dem Hof liegenden Weideplätze gehen. Wir kamen nur sehr langsam voran, denn der Schnee war sehr tief. Die Stacheldrahtzäune hoben sich von dem weißen Schnee ab, so dass wir keine Schwierigkeiten beim Durchklettern hatten. Nach den Weiden kamen umgepflügte Äcker, die wir sehr fürchteten, da man vorher nie wusste, ob man in die Furche oder auf die Erdscholle treten würde. Der Schnee verdeckte alles, und man meinte, überall eine glatte Fläche zu haben, die man leichtfüßig überqueren könnte. Wir versuchten von Scholle zu Scholle zu treten, doch ist das eine Glückssache. So kam es häufig vor, dass wir an der hart gefrorenen Erdscholle abrutschten, das Gleichgewicht verloren und der Länge nach hinfielen.

Werner und ich hatten da besondere Schwierigkeiten. Müller hatte wesentlich längere Beine und eilte uns im forschen Tempo voran. Wir versuchten, Anschluss zu halten, wodurch wir nicht immer unsere volle Aufmerksamkeit auf die Ackerfurchen richten konnten. Je schneller wir liefen, umso häufiger fielen wir auch hin. Wir waren sehr froh, als endlich eine Wiese kam, von der wir auf eine von Schnee geräumte Straße überwechselten. Auf der Straße eilten wir dem Wald zu. Als wir den Wald erreicht hatten, fühlten

wir uns etwas sicherer, denn wir konnten uns bei Auftauchen einer Gefahr im Wald besser verstecken. Auf jeden Fall beobachteten wir die Straße vor und hinter uns sehr genau, denn die Möglichkeit bestand, dass man unser Verschwinden bereits gemerkt hatte und die Verfolger schon hinter uns her waren. Diese Befürchtung trieb uns immer wieder vorwärts.

Plötzlich hörten wir ein Motorgeräusch hinter uns. Müller sprang sofort über den vermutlich links von der Straße befindlichen Graben und kletterte die Böschung hoch in den Wald hinein. Werner sprang ebenfalls, rutschte aber immer wieder die Böschung herunter. Da wir schon die Scheinwerfer wahrnehmen konnten und Werner noch nicht in Sicherheit war, erfasste mich die Panik und ich versuchte an einer anderen Stelle über den Graben auf die Böschung zu springen. Mein Sprung war in der Aufregung sicherlich zu kurz oder der Graben war an dieser Stelle breiter. Sehen konnte man nichts, da der Wind den Graben mit Schnee völlig zugeht hatte, Jedenfalls steckte ich bis an die Hüften im Schnee. Voller Verzweiflung versuchte ich die Böschung heraufzuklettern, doch immer wieder rutschte ich herunter.

Das Kraftfahrzeug kam immer näher, jeden Moment konnte ich vom Scheinwerfer erfasst werden. In meiner Angst rief ich: „Hilfe, Müller, Hilfe“! Eine kräftige Hand erfasste meinen Unterarm und zog mich die Böschung herauf. Kriechend auf allen Vieren erreichte ich gerade noch rechtzeitig einen Baum, hinter dem ich mich versteckte. Als der Lichtstrahl der Scheinwerfer über die Böschung glitt, an der ich noch vor ein paar Sekunden hilflos heraufzukrabbeln versuchte, war jeder von uns in Sicherheit. An der lauten Unterhaltung stellten wir fest, dass mehrere Männer auf der Ladepritsche des Lkw gesessen haben mussten.

Wir waren froh, so glücklich unseren ersten Schrecken auf dieser Flucht überstanden zu haben. Da das Motorgeräusch in der Ferne verklungen und auf der Straße nichts Auffälliges zu beobachten war, marschierten wir weiter. Jetzt blieben wir aber vorsichtshalber lieber im Wald. Müller stellte auf seiner Karte mit Hilfe einer Taschenlampe fest, wo wir uns befanden. Er hatte sich die Ortschaften ins Gedächtnis geprägt und wusste, dass diese Straße in nordwestliche Richtung verlief. Wir wollten ja zur Grenze, die am schnellsten zu erreichen war, wenn wir uns nordwestlich hielten.

Unser Weg führte durch Wälder, über Wiesen und Äcker, immer in sicherer Entfernung von der Straße, jedoch nur so weit von ihr weg, dass sie uns noch als Richtungsweiser dienen konnte. Die Dörfer umgingen wir im großen Bogen und in solch einem Abstand, dass uns auch die Wach- bzw. Hofhunde der Bauern nicht verraten konnten. So marschierten wir die ganze Nacht hindurch. Gegen Morgen tauchte in der Dämmerung vor uns eine Ortschaft auf. Müller hatte anscheinend die Orientierung verloren, denn er gebot uns am Waldrand auf ihn zu warten, während er sich an das Dorf heranschleichen wollte, um den Ortsnamen festzustellen.

Nun vergingen viele Minuten bangen Wartens. Hoffentlich erwischt man Müller nicht. Lieber Gott, lass ihn wieder zurückkommen, denn ohne ihn können wir nicht mehr weiter. Endlich sahen wir vor uns eine

Gestalt auftauchen. Müller berichtete, dass wir uns bis jetzt auf dem richtigen Weg befanden. Nachdem er seinen Rucksack wieder auf den Rücken geworfen hatte, ging es weiter.

Der Marsch war für uns sehr strapaziös, und wir waren müde. Als es heller wurde und die Menschen aus ihrem Schlaf erwachten und ihrer Arbeit nachgingen, wurde es für uns zu gefährlich, noch weiter zu marschieren. Deshalb versteckten wir uns in der nächsten Tannenschonung, wo man uns sicher nicht entdecken konnte. Es war bitterkalt, und Werner und ich waren zum Umfallen müde. Doch Müller sorgte dafür, dass wir nicht einschliefen. Wenn der Schlaf uns doch übermannte, sobald wir uns auf unsere Rucksäcke setzten, riss er uns mit brutaler Gewalt wieder empor. Wenn wir trotzdem nicht aufwachten, rüttelte und schüttelte er uns. Half auch dies nicht, gab er uns einige Ohrfeigen, bis wir unsere bleiernen Augenlider wieder aufrissen.

„Bewegt euch, lauft umher, ihr dürft euch nicht hinsetzen“, sagte uns Müller immer wieder. Um uns vor dem Erfrieren zu bewahren, musste er mit uns so verfahren. Müller wurde es zu dumm, uns ständig aufzurütteln. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, marschierten wir weiter. Nun ging es wieder durch Wälder, über Äcker und Wiesen - immer in Sorge, dass man uns entdeckt. Große offene Flächen wurden nur überquert, wenn es keinen anderen Weg gab, den schützenden Wald zu erreichen. Plötzlich standen wir in einer großen Kiesgrube. Sicher hat man sie schon vor Jahren außer Betrieb gesetzt, denn die Steilhänge waren mit Sträuchern und Büschen bewachsen. Was sollten wir jetzt tun? Rundherum ging es steil bergauf. Wenn wir den gleichen Weg wieder zurückgingen, mussten wir einen Umweg machen und über eine offene Fläche laufen. Dies erhöhte die Gefahr.

Wir nahmen deshalb den kürzeren aber schwierigeren Weg über den Steilhang. Es war eine rechte Plagerie, mit dem schlechten Schuhwerk den Hang zu bezwingen. Immer wieder rutschte ich aus, konnte mich aber immer noch rechtzeitig an einem Strauch oder an einem Ast festhalten. So war ich fast oben angelangt, als ich ganz unerwartet den Halt verlor und einige Meter den Hang hinunter rutschte. An einem kleinen Baum konnte ich mich jedoch wieder mit den Händen festhalten. Trotz heftiger Bemühungen gelang es mir jetzt nicht, mit den Füßen irgendwo einen Halt zu bekommen. Meine Kräfte erlahmten, und ich bekam Angst, dass ich den steilen Hang herunterfallen könnte.

Ich rief nach Müller. Er war bereits oben angelangt und hatte meine verzweifelte Lage erfasst. „Halt noch eine Weile aus, ich helfe Dir gleich!“, rief er mir zu. Er kletterte vorsichtig von oben wieder zu mir herunter und zog mich so weit hoch, bis ich wieder mit den Füßen auf festem Boden stand. Endlich waren wir oben - abgekämpft und müde. Trotzdem marschierten wir gleich weiter, denn oben war das Gelände wieder offen.

Gegen Abend war ich so müde, dass ich die Umgebung nicht mehr wahrnahm. Halb im Schlaf setzte ich ein Bein vors andere. Es war schon dunkel, als wir zu einem etwas abseits vom Dorf stehenden Häuschen kamen. Müller hoffte, deutsche Menschen anzutreffen, da er wusste, dass wir jetzt im

Sudetenland sein mussten. Sicherheitshalber schlich er sich an das Haus heran. Durch die Ritzen in den Fensterläden drang Licht in die Dunkelheit. Er verharrte eine Weile am Fenster und spähte durch die Ritzen ins Innere des Hauses. Als er vertraute Laute vernahm, begab er sich an die Tür und klopfte an. Eine Frau öffnete ihm. Nach kurzer Unterredung gab Müller uns ein Zeichen, und wir traten aus dem Dunkeln. Wir mussten sofort ins Haus treten, da uns niemand sehen sollte.

Die Deutschen, die noch in ihrer alten Heimat verblieben sind, lebten in ständiger Furcht, aus ihren Wohnungen vertrieben zu werden. Deshalb wollte die Frau den Tschechen keinen Anlass zu weiteren Schikanen geben. Werner und ich waren so müde, dass wir uns kaum auf den Beinen halten konnten. Man brachte Stroh und breitete es in der Küche aus. Die Frau brachte uns auch Brot und Kaffee, doch waren wir zu erschöpft, um essen zu können. Wir legten uns so wie wir waren auf das Stroh und schliefen sofort ein.

Am nächsten Morgen, es war noch dunkel draußen, weckte uns die Frau und sagte, dass wir vor Tagesanbruch weg sein müssten. Werner und ich hatten so einen Muskelkater in den Beinen, dass wir ohne Hilfe anderer nicht in der Lage waren, allein aufzustehen. Man musste uns hochziehen, hinstellen und halten, bis wir uns nach einigen zögernden Gehversuchen einigermaßen sicher auf den Füßen bewegen konnten. Da meine Schuhe total abgelaufen waren, brachte mir die Frau von ihrem Mann ein paar Schuhe, die mir zu groß waren. Trotzdem war ich froh, wieder trockene Füße zu haben.

Nachdem wir etwas getrunken und gegessen hatten, ging es weiter. Es war ein Elend, wir konnten nicht mehr laufen. Wir brachten unsere Füße nur mit unendlicher Qual auseinander. Es war, als müssten wir ein verrostetes Scharnier gängig machen. In der Zwischenzeit wurde es immer heller, und wir sollten schon weg sein. Kurz entschlossen nahm Müller einen Strick, legte ihn sich um die Hüfte und gab uns die Enden in die Hände. So zog er uns einige Kilometer, bis wir uns wieder eingelaufen hatten. Ich erinnere mich nicht mehr an die Landschaft, durch die wir marschierten. Stumpfsinnig sah ich auf den Boden und hatte Mühe, Müller zu folgen.

Plötzlich flüsterte uns Müller zu, dass von vorn ein Polizist auf uns zukommen würde. „Ihr haltet nach Möglichkeit euren Mund, ich werde ihm schon was erzählen“, sagte er noch zu uns. Angstvoll gingen wir dem Polizisten entgegen. Er sprach uns überraschenderweise in deutscher Sprache an und wollte wissen, wohin wir gingen. Müller erzählte ihm nun eine rührselige Geschichte, die seine Wirkung nicht verfehlte. Allerdings wäre wohl auch jeder andere von Mitleid gerührt, der uns zerlumpfte Jammergestalten gesehen hätte.

Mit dem Gruß „Sbohem“, auf Deutsch „Geht mit Gott“, ließ er uns frohen Mutes weiter ziehen. Aber noch waren wir nicht über der Grenze, noch mussten wir mit Überraschungen rechnen. Die Gefahr war einerseits nicht zu groß, da wir im Sudetenland waren, andererseits bewegten wir uns aber auf öffentlichen Straßen voran, was die Möglichkeit einer Kontrolle erhöhte. Bangen Herzens näherten wir uns

der letzten Ortschaft auf tschechischem Gebiet. Wir wussten, dass sich unser Schicksal in der nächsten halben Stunde entscheiden würde. Wenn wir den Fluss, der durch diese Ortschaft fließt, überquert haben, sind wir in Deutschland und - in Sicherheit.

Es dämmerte bereits, als uns auf der wenig befahrenen Straße ein Fahrradfahrer entgegenkam. Als er sich uns näherte, erkannten wir zunächst nur eine Uniform und hofften, dass es kein Polizist sein möge. Doch mussten wir bald erkennen, dass es ein Ordnungshüter war. O, Schreck, dass uns dieser Mensch auch noch kurz vor der Grenze begegnen musste. Wir wurden zunächst in Tschechisch angesprochen. Da Müller deutsch antwortete, sprach auch der Gendarm mit uns deutsch. Müller musste nun alles auf eine Karte setzen. Der Polizist: „Wo wollt ihr hin?“ Müller: „Wir wohnen in dieser Ortschaft“. Der Polizist: „In welcher Straße?“ Müller kaltschnäuzig: „In der Mühlengasse 15“ Der Polizist: „Wo kommt ihr her?“ Müller: „Ich habe die Kinder aus dem Krankenhaus geholt. Die Kinder und meine Frau waren schwer krank. Meine Frau ist gestorben, meine Jungens habe ich jetzt wieder, aber sie sehen selbst, wie sie aussehen“.

Der Polizist wollte noch einiges wissen. Müller wusste auf jede Frage eine passende Antwort. Er hat es tatsächlich verstanden, ihn zu überzeugen. Wir durften weiter ziehen. Wir warteten, bis die verhasste Uniform aus der Sichtweite war und von vorn und hinten auf der Straße niemand mehr zu sehen war. Jetzt liefen wir über eine Wiese, dem Fluss zu. Am Flussufer gingen wir zunächst in Deckung, um festzustellen, ob man uns gesehen hat und wo man am leichtesten durch den Fluss waten konnte. In der Dunkelheit, die in der Zwischenzeit hereingebrochen war, konnten wir gerade noch das gegenüberliegende Flussufer schemenhaft erkennen.

Müller zog seine Schuhe und Strümpfe aus, krepelte seine Hose hoch und stieg ins kalte Wasser, um die Tiefe festzustellen. Wir hatten Glück, denn gerade an dieser Stelle war das Wasser auch in der Mitte des Flussbettes nur kniehoch. Nachdem auch wir uns unsere Schuhe ausgezogen hatten, durchwateten wir in großer Aufregung und Erwartung den Fluss, kletterten auf der anderen Seite den Hang hoch und liefen auf die Straße, die am Flussufer entlang führte.

Mir fielen uns in die Arme, umarmten uns und weinten vor Freude. Wir waren jetzt in Deutschland und somit in der Freiheit, alle Not und Qual hatte nun ein Ende. Müller frug einen Mann, der des Weges kam, nach dem Bahnhof. Auf dem Bahnhof angelangt, waren wir bald der Mittelpunkt der Fahrgäste, denn man sah es uns wohl an, dass wir von drüben kamen. Außerdem hat unser Aussehen Mitleid erregt, Nachdem wir unsere Flucht erzählt hatten, sammelte man für uns Geld und gab uns etwas zu essen. Das Geld reichte, um damit nach Chemnitz fahren zu können.

Wir begaben uns ins Flüchtlingslager, weil wir hofften, dass man uns von dort weiterhelfen konnte. Wir Jungens wollten zu unseren Eltern, und Müller wollte weiter nach Berlin, denn dort hatte er seine Frau und seine beiden Mädchen. Müller hat nun einen entscheidenden Fehler begangen. Er glaubte sich in

Sicherheit, weshalb er jedem erzählte, dass er SS-Angehöriger sei. Der Lagerleiter, der ein guter Kommunist war, verständigte daraufhin die Polizei, die Müller bald darauf abholte. Wohin Müller kam und ob er je seine Heimatstadt Berlin und seine Familie gesehen hat, weiß ich nicht, denn von hier ab trennten sich unsere Wege.

Werner und mir wurde am darauf folgenden Tag eine Fahrkarte in die Hand gedrückt. Wir sollten mit dem Zug nach Leipzig fahren und uns dort auf der Bahnhofsmmission melden, die alles andere veranlassen würde. In Leipzig angekommen, wurden wir gleich weiter in ein Kinderheim geschickt. In Begleitung einer Kinderschwester erreichten wir das Heim, indem wir zunächst unsere Heimat fanden.

Im Kinderheim

Die Heimleiterin und die Kinderschwester sahen uns zuerst wie Aussätzige an. Ohne uns anzurühren, mussten wir gleich in den Duschaum gehen und unsere alten, verschlissenen und verlausten Klamotten ausziehen. Eine Kindergärtnerin wickelte nun die Kleider und die Schuhe in ein altes Tischtuch ein und warf das Bündel anschließend in den Heizofen hinein.

Nach dem Bad - es war das erste Bad nach fast einem Jahr - waren wir wie neu geboren. Es war ein herrliches Gefühl, das wir jetzt empfanden. Anschließend bekamen wir eine saubere Bekleidung. Es waren keine neuen Sachen, aber sie waren frisch gewaschen. Ich fühlte mich nach langem wieder einmal richtig pudelwohl. Meine Wunden an den Füßen waren nicht nur die Blasen vom Laufen, sondern vor allem die Blattern waren noch nicht verheilt, da sie nie richtig behandelt worden sind. Man strich Salbe über die Wunden und verband sie mit sauberen Mullbinden. Mein Fußgelenk hatte ich mir auf der Flucht verstaucht. Hier wurde es richtig behandelt, so dass ich bald keine Schmerzen mehr hatte.

Unseren Kopfläusen ging man ebenfalls gleich zu Leibe. Unter Aufsicht musste ich mich gründlich kämmen. Da Werners Kopf noch sehr stark verlaust war, scherte man ihm die Haare ab. Nachdem sein Kopf mit einem Läuse-Vernichtungsmittel eingerieben worden war, bekam er mehrere Tage eine Haube auf den Kopf, die wie ein Turban aussah.

In einem großen Schlafsaal für Jungen bekamen wir ein Bett zugeteilt und konnten uns hinlegen, nachdem man uns etwas zu essen gegeben hatte. Als ich in dem sauberen Bett lag, wurde mir bewusst, wie glücklich und dankbar ich darüber war. Wenn mich die Erinnerung an das dreckige und verlauste Strohlager im Arbeitslager befiel, konnte ich mich ängstlich an mein Bett festklammern und aus Angst weinen. Ich betete inbrünstig zu Gott, er möge mich nie wieder zu den Peinigern zurückschicken. Wenn ich nachts vom Arbeitslager oder vom Gefängnis träumte, kam es vor, dass ich in meiner Angst schrie oder jammerte und dadurch meine Kameraden im Schlafsaal aufweckte. In solchen Fällen kam dann die Kindergärtnerin (Tante Luzie genannt), die gleich neben dem Saal ihr Zimmer hatte und beruhigte mich wieder.

Langsam gewöhnte ich mich an das Leben im Jugendheim. Werner und ich wurden bald in die Schule geschickt und hatten dann genau wie die anderen am Nachmittag unsere Schularbeiten zu machen. Wer mit seinen Schulaufgaben fertig war, konnte auf den Hof gehen und dort spielen.

Im Hof standen zwei Maulbeerbäume. Wir konnten kaum erwarten, bis die Früchte reif waren. Als Kinder hatten wir immer Hunger, denn das Essen war nicht sehr kalorienhaltig. Morgens gab es zwei Scheiben Brot mit einem Kunstbelag (Brotaufstrich, von dem man nicht wusste, was es eigentlich war). Zum Mittagessen wurde uns Kohlsuppe hingestellt. Wasser wurde mit rohen, geriebenen Kartoffeln angedickt und anschließend Kohlblätter hineingeworfen. Am Abend gab es dann wieder zwei Scheiben Brot mit Brotaufstrich und Suppe dazu. Waren die Beeren annähernd reif, kletterten wir auf die Bäume und pflückten sie in unsere Mäuler und stopften uns die Taschen voll. Als die Kindergärtnerin uns dabei ertappte, verbot man es uns - mit dem Erfolg, dass wir die Beeren eben heimlich von den Bäumen holten.

Wir hatten unsere Gedanken immer nur beim Essen und versuchten etwas zu finden, was unsere Leere im Magen füllen konnte. Ich wusste, dass unsere Köchin Kartoffelschalen für ihre Kaninchen kochte und den Topf vor dem Küchenfenster so umkippte, dass das Wasser ablaufen konnte. Ich schlich mich heimlich und leise am Küchenfenster vorbei zum Topf und wühlte nach den dicken Kartoffelschalen. Manchmal fand ich auch eine kleine Kartoffel und verschlang sie gleich mit der Schale. Wenn wir irgendwo eine rohe Kartoffel gefunden hatten, liefen wir sofort in den Heizungsraum und legten die Kartoffel in die glühende Asche und aßen sie halb gar auf.

Wenn uns der Hunger besonders stark plagte, durchwühlten wir die Mülleimer, die vor dem Eingangstor zum Kinderheim standen. Manchmal fanden wir auch da noch etwas Genießbares. Ein anderes Mal hatten wir uns Eicheln von einem Spaziergang mitgebracht. Wir legten sie auch in die glühende Asche, da sie gar werden sollten. Sie schmeckten aber abscheulich. Wir aßen sie, weil wir Hunger hatten. Daraufhin ist es manchen von uns schlecht geworden, einige mussten sich übergeben.

Die Kinderschwestern waren ganz aufgeregt, denn sie dachten schon, dass das Mittagessen vielleicht daran schuld sein konnte. Zunächst hielten wir alle den Mund und erzählten nichts von den Eicheln. Erst als man schon den Arzt holen wollte, gestanden wir unsere Missetat ein. Wir mussten versprechen, dies nicht wieder zu tun. Da die Kindergärtnerinnen wussten, dass wir jedes Fallobst aufheben und essen würden, gaben sie bei Spaziergängen im Herbst die Anweisung, nur auf dem Weg zu bleiben und schön nebeneinander zu gehen.

Auch an diesem Nachmittag wurden wir ermahnt, beim Spaziergang uns nicht von der Gruppe zu entfernen. Da ich einen fürchterlichen Hunger hatte, suchten meine Augen nach etwas Essbarem. Plötzlich sah ich in einem Garten, der nur mit einem Draht eingezäunt war, auf einem jungen Bäumchen zwei schöne Birnen hängen. In dem Moment war meine Gier so stark, dass ich an das Verbot überhaupt nicht dachte, sondern über den Zaun sprang, zum Baum lief und die Birnen abriß.

Nun hörte ich die uns begleitende Kindergärtnerin schreien: „Komm sofort wieder zurück! Du weißt doch, dass du das nicht tun darfst!“ Man nahm mir die Birne weg. Sie wurde der Leiterin des Kinderheims als Beweisstück meiner Untat (Corpus Delicti) vorgelegt. Ich hatte vor der Heimleiterin einen mächtigen Respekt und war auf ein Donnerwetter gefasst. Stattdessen sagte sie zu mir zu meiner großen Überraschung, nachdem sie mich milde zurechtgewiesen hatte, dass ich mir ab sofort nach jedem Mittagessen eine Portion in der Küche zusätzlich holen könne. Da ich der größte und der älteste Junge im Kinderheim war, sah man wohl ein, dass mein Körper mehr Kalorien benötigte.

Die Kindergärtnerinnen hatten ein anderes, ein besseres Essen. Ihr Essen wurde in einem anderen Topf zubereitet. Als Binde- oder Verdickungsmittel nahm man keine rohen, geriebenen Kartoffeln, sondern Mehl, was den Geschmack der Suppe wesentlich verbesserte und wodurch die Suppe mehr sättigte. Auch wenn ich diese Sonderstellung nicht erhalten hätte, wäre es mir nie in den Sinn gekommen, aus dem Heim zu fliehen. Eines Tages wurde ein Junge zu uns gebracht, der seine Eltern auf der Flucht verloren hatte und der dann von den Russen durchgefüttert wurde. Dieser Junge hatte nur Gutes über die Russen zu berichten. Eines Tages sagte er zu Werner und zu mir: „Ich haue von hier ab und gehe wieder zu den Russen, bei den ich mich immer satt essen konnte. Ich habe dort Fleisch, Wurst, Brot und Schokolade bekommen. Wenn ihr wollt könnt ihr mitgehen.“

Nun, das war alles sehr verlockend, was er erzählte, denn wer von uns hätte sich nicht gern wieder einmal satt essen wollen? Mir war jedenfalls die ganze Sache zu ungewiss. Außerdem dachte ich an das Schreckliche, da ich gerade überstanden hatte und lehnte eine Flucht ab. Werner und der Junge waren an einem Morgen nicht mehr da. Von Werner habe ich seitdem nichts mehr gehört.

Nachdem ich ungefähr ein Jahr in dem Kinderheim verbracht hatte, wurde mir mein sehnlichster Wunsch erfüllt. Durch das Deutsche Rote Kreuz habe ich meine Eltern wieder gefunden, die damals in der englisch besetzten Zone Deutschlands ihre neue Heimat gefunden hatten. Endlich war ich wieder Zuhause.

Marian Anders